Schwänke

des

Hebel'schen

Rheinländischen Hausfreundes

(1808—1831)

mit allen spaßhaften Geschichten

vom

Zundelfrieder, rothen Dieter und Heiner.

In zwei Theilen,
mit 120 Abbildungen.

Erster Theil.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.
118. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Zundelfrieder, der rothe Dieter und der Heiner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zwei Gehülfen des Hausfreunds.

Es wird in Zukunft bisweilen von einem Adjunkt die Rede seyn, was der geneigte Leser nicht verstehen könnte, wenn es ihm nicht erklärt würde. Als nämlich der Hausfreund den rheinländischen Kalender noch schrieb, er schreibt ihn noch, hat er den Bezirk seiner Hausfreundschaft diesseits Rheins, wie die Franzosen das Land jenseits Rheins in zwei Provinzen getheilt, in die untere und in die obere: und hat in die untere einen Statthalter gesetzt, einen Präfekt, der aber nicht will genannt seyn, denn er ist kein Landskind. Auch nennt ihn der Hausfreund selber nicht leicht Statthalter, und niemand, sondern Adjunkt, denn selten ist jeder auf seinem Posten, sondern sitzen bei einander und schreiben mit einander neue hochdeutsche Reimen, oder sinnreiche Räthsel. Zum Exempel, Adjunkt, sagt der Hausfreund: Rathet hin, rathet her, was ist das?

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf;
Das arme Weib
Hat keinen Leib;

Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Bedächtig in den andern ein.
Was mag das für ein Weiblein seyn?

Hausfreund, sagte der Adjunkt, wenn ihr mir einen Groschen leiht, so will ich euch für dieses Räthsel ein paar Bretzeln kaufen. Den Wein, den wir dazu trinken, bezahlt ihr. Rathet hin, rathet her, was ist aber das?

Holde, die ich meyne,
Niedliche und Kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Wird mir der Abend weinerlich.
Auch gönnst du mir,
Nachrühm' ich's dir,
Wohl manchen lieblichen Genuß;
Doch bald bekommst du's Ueberdruß,
Und laufst zu meiner tiefen Schmach
Ein feiles Mensch, den Juden nach.
Und dennoch Falsche aus und ein,
Hörst du nicht auf, mir lieb zu seyn.

Ihr errathet's nicht, sagt der Statthalter, wenn ich's euch nicht explicire. Es ist eine Adjunkts-Besoldung, zum Exempel meine eigene, die ich von euch bekomme.

Allein der Adjunkt hat selber wieder eine Adjunktin, nämlich seine Schwiegermutter, die Tochter hat er noch nicht, bekommt sie auch nicht, und der Hausfreund hat an ihm einen ganz andern Glückszug

gethan, als sein guter Freund, der Doktor, auf seiner Heimreise aus Spanien an der Madrider Barbiergilde. Denn als er aus der großen Stadt Madrid herausritt, seinem Thierlein wuchsen in dem warmen Land und bei der üppigen Nahrung die Haare so kräftig, daß er nach Landesart zwei Barbiere mitnehmen mußte, die auch ritten, und wenn sie Abends in die Herberge kamen, so rasirten sie sein Thierlein. Weil sie aber selber keine gemeinen Leute waren, und die ganze Nacht Arbeit genug hatten, bis das Thierlein eingeseift und rasirt, und wieder mit Lavendelöl eingerieben war, so nahm jeder wieder für sein eigenes Thierlein zwei Barbiere mit, die ebenfalls ritten, und diese wieder. Als nun der Doktor oben auf dem pyrenäischen Berg zum ersten Mal umschaute, und mit dem Perspektiv sehen wollte, wo er hergekommen war, als er mit Verwunderung und Schrecken den langen Zug seiner Begleiter gewahr wurde, und wie noch immer neue Barbiere zum Stadtthor von Madrid herausritten, und inwendig wieder aufsaßen, sagte er bei sich selbst: Was hab' ich denn nöthig, länger zu reiten, es geht nun jetzt Berg unter, und ging früh am Tag in aller Stille zu Fuße nach Montlouis.

Also hat der Hausfreund mit seinem Adjunkte auch die Adjunktin des Adjunkts gewonnen, ist aber nicht erschrocken, und davon gelaufen. Wer's noch nie erlebt hat, wie sie allen Leuten Red und Antwort gab und schöne Schweizerlieder vom Rigiberg singen, und wie sie sich verstellen kann, bald meynt

man, man sehe eine Heilige mitten aus dem gelobten Lande heraus, bald die heidnische Zauberin Medea, und noch viel, wer's nicht gesehen hat, stellt sich's nicht vor.

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. — Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiederte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld." Der Wirth sagte: Was soll das heißen? Seyd ihr mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speise von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt ihr mir zu viel dafür gegeben, so ists eure Schuld. — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbe-

kümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seyd ein durchtriebener Schalk," erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzig-Kreuzer-Stück dazu. Nur seyd stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so." Das sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirth, aus Brodneid in Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Gelde, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bei eurem Nachbar, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu euch geschickt und kein Anderer."

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sey, mit manchen Menschen auszukommen.

Das mag denn freilich auch wahr seyn. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden: aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das seyn?" fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meynung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren

S. 12.

Mittag halten!" — Dießmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der schlaue Husar.

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegen ging, 100 fl. für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deßwegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenns nur nicht so weit von meinem Quartiere wäre," sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab' nichts, so müssen wir den Gang zum heil. Alphonsus doch machen. Was er uns heute bescheert, wollen wir brüderlich theilen." Dieser Alphonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte Anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vor-

stellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heil. Alphonsus habe ihn noch in keiner Noth stecken lassen, daß dieser selbst anfing, Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alphonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt, sagte er seinem Begleiter ins Ohr, jetzt hat mir der Heilige gewinkt.“ Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen, und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken.“ Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und theilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweitemal wie zuerst. Nun kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alphonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken.“ Der Bauer wurde todesblaß, als er dieß hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heil. Alphonsus haben und nachsehen. Alphonsus habe ihn noch nie getäuscht. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren

und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Der Zahnarzt.

Zwei Tagdiebe, die schon lang in der Welt mit einander herumzogen, weil sie zum Arbeiten zu träg oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da geriethen sie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus demselben lauter kleine Kügelein oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen, wie die gelben Arzneipillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rothgefärbtes Papier bei dem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen); das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein.

Nun ging der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war und in den rothen Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? Man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort, und machte seine Marktaffairen aus. Indessen kam der andere Tagdieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund, sprach er, ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben? und ging mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doctor Schnauzius Rapunzius von Trafalgar," fuhr er fort. Denn solche fremde, volltönige Namen müssen auch zum Betrug behilflich seyn, wie die Farben. „Und wenn ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt, fuhr er fort, so soll es mir eine schlechte Kunst seyn, euch mit einer, höchstens zweien, von euren Leiden zu befreien." — „Das wolle Gott," erwiederte der andere Halunk. Hierauf zog der saubere Doctor Rapunzius eines von seinen rothen Päcklein aus der

Tasche, und verordnete dem Patienten, ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doctor. Der Schmerz, sagte er, sey jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran war, und that, als ob er seinem Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlau angelegt, und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doctor bot das Päcklein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammen kamen, über die Einfalt dieser Leute, und ließen sich's wohl seyn von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für 24 Kreuzer bekam man noch in keiner Hungersnoth. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrod-Kügelein wurden natürlicher Weise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh

bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eigenen Tasche machte. Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie und nachher nimmer: und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen." — Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, läuft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf oder mit einer weißen Schnalle am rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Zwei Erzählungen.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das Nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm

gekleideten Mann, der an ihm vorbei ging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dies liest, wird denken, das zu lernen sey keinen Heller, noch weniger einen Kreuzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr werth, als man meynt. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seyd, schrie jetzt der Junge, schon so alt und noch so unverständig! hab' ich euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlagt Ihr mich denn?" So unangenehm dem Ehrenmanne dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe Recht

und er selber Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sey wohl sechs Kreuzer werth gewesen.

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann muß gewesen seyn, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. Wo geht Ihr hin so eilig? sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiederte ganz gelassen: Gestrenger Herr, das weiß ich selber nicht. — Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben. Daß mag seyn, fuhr der Bürger fort, aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht. Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Orte etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängniß führen zu lassen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen wiederspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen,

S. 20.

daß ich in den Thurm gehen werde, und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein gehe? Nein, sprach jetzt der Richter, das sollt Ihr nicht. Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.

Der vorsichtige Träumer.

In dem Städtlein Witlisbach im Kanton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest, und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiederte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte.“

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit Einem Zug. Ja gewiß, Mauschel Abraham, sagte er, es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlors, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zuge rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: Au waih, ich hab's gewonnen.

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können? Ein General meldete einmal seinem Monarchen den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim." Das heißt mit andern Worten auch: O waih, ich hab's gewonnen!

Eine sonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostets den Rock, oft sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaushelfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahr alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme und sey, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sey. Ja, sagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Strickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und Einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal da gewesen seyen, und das hübsche freundliche Gesicht der Frau Wirthin sey ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwengfel-

der den Wein und Braten und manche Bretzel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirthin, sagte einer, es steht diesmal um unsere Batzen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde, hier Credit zu haben, und wenns euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche sammt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen, stellte sich aber unvermerkt vor der Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur so gut seyn, und jetzt einstweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor 6000 Jahren schuldig geblieben seyen, weil doch alles schon einmal so gewesen sey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Orts mit ein Paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögel gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urtheil gefällt und vollzogen: Es sey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Versatz geben. Dies letzte mußte geschehen, und die Wirthin versprach, in

I. S. 23.

S. 24.

6000 Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jetzt bei Batzen seyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirthshause zu Segringen.

Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch

bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, Anna Fritze, die im krystallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut, und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden." Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: Acht Tage lang, sagte sie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht. Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen: so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als die Frau aber die gerösteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten," sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. Wie gewünscht, so geschehen. Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre," sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber,

und noch waren sie um keinen Heller und um kein Waizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfey bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Lise wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey also kommen sollte, so sey nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwei Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshause, aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und es sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopfe hatte, sagte er zu ihm: Du schlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden seyn, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzbub! du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Läugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheißen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei sich selber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, sagte er: also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man

einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann!" Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte, und wohl merkte, wie es gemeynt war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden seyn.

Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher, so ging er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu ersparen, oder zu ge-

winnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und gutem Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgram aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim seyn soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen, oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasser-Süpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten euch hart im Magen liegen!" so sagte er: Eben deßwegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr

mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheeren wollt, um Gotteswillen, so könnt ich's freilich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: „aber, from„mer Pilgram, eine solche Suppe kann euch doch „unmöglich Kraft geben!" So antwortete er: Ei, wenn ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wär's freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden," so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelts „euch Gott! Gebt mir jetzt Brod, so will ich die Suppe essen." Hierauf streifte er die Aermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Aermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho."

Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armeen nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bairischer oder würtembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Manne gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeynt. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. Mein Herr Obrist, so sprach er mit sichtbarer Unruhe, warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber

darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das seyn? sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todtblassen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein Paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin, und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen

Oft gerade das Nämliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück. — Das wollen wir beides gut heißen, und wünschen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

Der Wegweiser.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasselnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anders sah ein Wegweiser an der würtembergischen Gränze die Sache an: Er sollte nämlich im letzten Kriege einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirge zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als **Oui**, welches so viel heißt, als Ja, und **Bougre**, welches ein Schimpf-Name ist. Diese zwei Worte

hatte er oft gehört, und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn Einer französisch, ob er auch verstünde, was sie mit einander redeten. Er hätte herzhaft sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen und antwortete: **Oui Bougre** (Ja, Ketzer!). Mit einem ellenlangen französischen Fluch riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei sausen. „Wie? sagte er, du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ **Oui Bougre!** war die Antwort. Die andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sey, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher seyn. **Oui Bougre!** war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter **Oui Bougre** an's Herz. Endlich kamen sie auf die Ver-

muthung, er sey verrückt (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiederte den Abschied des Einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit **Oui Bougre.** Als er aber sobald wieder nach Hause kam, und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sey zu arg worden, und wie sie hernach auf dem Zirnhauser Hof einen andern genommen, und ihn wieder heimgeschickt hätten. Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm, als man meynt, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Der kann Deutsch.

Bekanntlich gab es in der französischen Armee viele Deutschgeborne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirth, der seinen Einquartirten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz und Leiden, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzen Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ungefähr ein Mittel, wie man bald dahinter kommt. Es ging so zu: der Sundgauer parlirte lauter **Foudre Diable,** forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas

anders, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätts ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprang er in der Noth in seines Nachbars Haus, der sein Gevatter war und ein wenig französisch kann, und bat ihn um seinen Beistand. Der Gevatter sagte: Er wird aus der Dauphine seyn, ich will schon mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt. Wars vorher arg, so wars jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, so, daß er endlich im Unwillen sagte: das ist ja der vermaledeiteste Spitzbube, mit dem mich der Bolettenschreiber noch heimgesucht hat. Aber kaum war das unvorsichtige Wort heraus, so bekam er von dem vermeynten Stockfranzosen eine ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt euch nimmer Angst seyn, der kann Deutsch.

Der Fremdling in Memel.

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren mit einem Schiff aus Westindien an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser bei dem König von Preußen auf Besuch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern ging

ganz treuherzig auf sie zu, meynte, es seyen zwei Kaufleute oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Gespräch mit ihnen an, war begierig, allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zugetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich leutselig mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung, den Einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sey. „Ich bin der König von Preußen,“ sagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete: „Dies ist Se. Majestät der russische Kaiser,“ da wars doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei lose Vögel ihn znm Besten haben wollten, und sagte: wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, so sucht einen andern, als ich bin. Bin ich deßwegen aus Westindien hierher gekommen, daß ich euer Narr sey?“ — Der Kaiser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sey. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget ihr seyn,“ sagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmüthigen

Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?" Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schneidet, so stech ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erste." Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexirt wäre, und das spitzige kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das Nämliche. Wie der Gesell das Nämliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepper. Gerathets nicht, so

weiß ich, was ich thue;" und rasirt den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zundel oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und gibt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger Mensch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu rasiren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrjung aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld, und sagte: Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht verstochen, sondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon gesprungen. Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich todt, wenn du mich schneidest."

Merkwürdige Gespenstergeschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Rossen, und erzählte einem Crenznacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will übernacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und seyen schon drei Scharfrichter bei ihm übernacht. So erwiederte der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hinein lassen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirth sagt: Manch schönes Bett, mit seidenen Umhängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern, und die Schlüssel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein.“ Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: „Ich wills pro-

I. S. 41.

S. 53.

bieren." Trotz aller Widerrede, mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben; und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespensterbesuch versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, so er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hing, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurm sich rührte, und die Glocke zwölf schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt, mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopholes. Willkommen in meinem Palast! und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?" Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopholes mit fürchterlichen Grimassen und hoch gehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter

Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm die Pistole entgegen, und sprach: „Halt, oder ich schieß!" Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Mephistopholes hob drohend den Zeigfinger in die Höhe, kehrte langsam um, und ging mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus und ins Ort, dachte er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht seyn, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär' er in den Boden geschlupft Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglast entgegen kam, und er glaubte selber, jetzt geh es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehn Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu in einem unterirdischen Gewölbe. Aber

sechs curiose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopholes war auch da. Allerlei wunderbares Geräthe lag umher, und zwei Tische lagen gehauft voll funkelnder Rößleinsthaler, einer schöner als der andere. Da merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre verborgene Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrieeen treiben konnten, fingen sie den Gespensterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so vergälstert, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsteres Gehalt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten, und sagten: „Es wird das Beste seyn, wenn wir ihn umbringen, und darnach verlochen." Aber einer sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich herschreibt." — Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sey und nach Koppenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an; und nachdem er wieder in dem finstern Gewölbe war, sagten sie: Jetzt steht

die Sache letz. Denn wenn er gemangelt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen ist, und ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hanf ist dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet.“ Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß sie in Koppenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunderwein ein zum Morgentrunk, und er schaute ihnen zu, wie sie Rößleinsthaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab schien, und auf der Straße die Geißeln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirthung und ging mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabackspfeife, und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: „Gottlob, daß ich euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen? Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn mans nicht halten will. Deßwegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme

Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Koppenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demantsteinen besetzt, eine türkische Tabackspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabacksblase, und ein Brieflein drin. In dem Brieflein stand: „Dieß schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden und zum Dank für Euere Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deßwegen hats der Herr dem Crenznacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storken zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel

gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermuthlich etwas wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: Kannitverstan; und schnurrte vorüber. Dieß war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel, als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er, und

ging weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sey unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz ver-

mummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen seyn, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeynten Herrn Kannitverstan hin-

absenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Drei Wünsche.

Dießmal ist aber die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenroth, sondern nach Klingenberger und nach Kalbfleisch in einer sauren Brühe. Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Sauereßen verzehrt hatten, und noch eine Flasche voll Klingenberger mit einander tranken, sprachen sie von allerlei, und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Rede eins, es solle jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und wer den größten Wunsch hervorbringe, der soll frei ausgehen an der Zeche.

Da sprach der Erste: So wünsch' ich dann, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Kehl

voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Maltersäcke nähen, und wenn ich dann jeden Maltersack voll doppelte Dublonen hätte, so wollte ich zufrieden seyn.

Der Zweite sagte: So wollte ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Thurmes hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge, so viel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Maltersäcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte sagte: So wollt ich denn, daß ihr beide hättet, was ihr wünscht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henker holte, und ich wär' euer Erbe.

Der Dritte ging frei aus an der Zeche, und die zwei andern bezahlten.

Ein Wort gibt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte französisch lernen, und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ei Hanns, wo führt dich der Himmel her? Wie steht es zu Hause, und was gibts Neues? —

Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor zehn Tagen Euer schöner Rappe krepirt ist, den Euch vor einem Jahr der Weidgesell geschenkt hat.

O das arme Thier, erwiederte der Herr Wilhelm, was hat ihm denn gefehlt?

Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde verreckten, eins nach dem andern. Ich habs gleich gesagt.

Wie! Meines Vaters vier schöne Mohrenschimmel sind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie ging das zu?

Drum sind sie zu sehr angestrengt worden mit Wasserführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.

Um Gottes Willen! rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?

Drum hat man nicht aufs Feuer Acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche, und ist bei Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Fünklein ist bald verzettelt.

Unglückselige Botschaft! rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt? Und wie gehts meiner Schwester?

Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.

Sonst gibts just nicht viel Neues, setzte er hinzu.

Theure Eier.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd im Magen, und ließ sich in einem gemeinen Wirthshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eier geben. Als er damit fertig war, fordert der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar seyen? Der Wirth lächelte und sagte: Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können. Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm ers sehr übel, daß ein Wirth in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Ueberforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht. Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, sah er keinen Schild mehr daran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drei Diebe.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch sie ist in einem schönen Buche beschrieben und zu Vers gebracht.

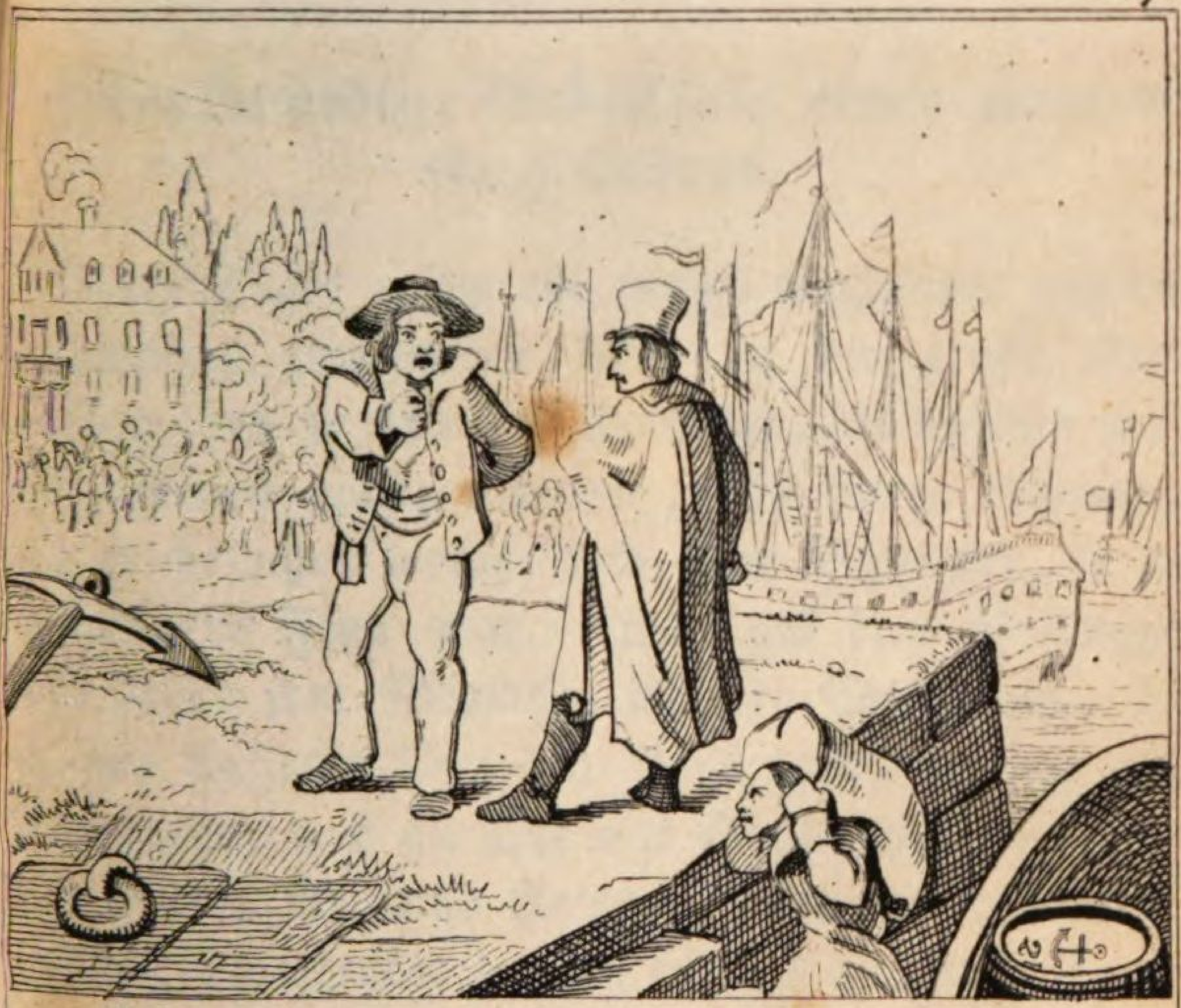
Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter copulirt war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielts auch mit, und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht und griffen keine Menschen an, sondern visitirten nur so bei Nacht in den Hühnerställen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenns aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich unter einander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?" Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, nahte sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann," sagte jetzt der Frieder, ohne daß es der Vogel merkt!" Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der

Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rothe Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ichs nicht zugleich thun, und wenns einmal zu bösen Häusern geht, und der Letzte kommt über uns, so ists mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig Acht geben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an, und sagt: Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer. Die Frau sagt: Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja so, sagte der Heiner, drum bin ich halber im Schlaf, und ging, holte das Schwein, und trug es unbeschrieen fort,

wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Säulein greifen will, „Frau, rief er, jetzt habens die Galgenstricke doch geholt.“ Allein so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (er war schon weit vom Hause weg), und als er merkte, daß er allein sey, nahm er schnell die Stimme des Friedens an, und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müd seyn.“ Der Heiner meynt, es sey der Bruder, und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehn in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: Hab ich dich wieder, du liebes Säulein? und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spähnen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen, und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelmen doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der

eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießt das beste Stück im Kessel an, und zogs herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen wir anrichten," da war der Kessel leer, und wär ebenfalls kein so großes Feuer nöthig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungerig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, so können wirs ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sey das letztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging, und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krähten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur; und als die Frau des rothen Dieters sagte: „Jetzt ists einmal Zeit ins Bett, kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins, und holten den Zundelheiner und den Zundelfrieder in den Thurn und in das Zuchthaus.

I. S. 57.



S. 64

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum ersten Mal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Conducteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reisekameraden dachten damals auch nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling in der ungeheuer großen Stadt bei stockfinsterer Nacht so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Conducteur: „Junger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandtin ein Stüblein, wo zwei Better stehen. Meine Base wird euch schon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihrs besser finden werdet." Das ließ sich der junge

Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug engliches Bier, das noch besser sey soll, als das Donaueschinger oder Seckinger, so doch auch nicht schlecht ist, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und mußt hinaus gehn. Da war er übler dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts, und wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, ist zwar verschlossen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein großes Messer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf! Geht nur dem Gehör nach, Ihr hört ja die Themse rauschen, und zieht etwas an, die Luft ist kalt.“ Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsterniß das Kamisol des Condukteurs statt des seinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen, hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß, und wegen dem hitzigen Bier, so er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche, und schlief ein. Der nachtfertige Condukteur wartete, und wartete, wußte nicht, wo

sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Teufel ist an die Hausthüre gekommen, ist auf die Gasse hinausgegangen, und gepreßt worden." Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder Landsmann, wer seyd ihr? sondern machen kurzen Proceß, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Soch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deßwegen sagte der Condukteur: „Was gilts, der arme Teufel ist gepreßt worden!" — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelor um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt, — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und schlief bis in den Tag. Unterdessen wurde der Condukteur um 8 Uhr auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu

suchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Condukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehn. Er berief sich auf seinen Schwager — man kannte ihn nicht — auf seine Schwester — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er sie selber wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt." Und wie gesagt, so geschehn, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem englischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Proceß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fahrt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln, und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei

uns, sondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethäters, und ziehn so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spatziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrei des Entsetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!" Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlieder aufschlug, und die Augen fürchterlich drehte, denn er lebte noch. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung; der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Bursche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrieen in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, so könnt ihr noch einmal gehenkt

werden und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und euere Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch sorgen. Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegen führte, der mich kennt;" siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Conduktеur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Conduktеur, als er seinen Mann erkannte, ging mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?" Der Engländer aber sagte: „Goddam, ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends, wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?" Hernach aber gingen sie mit einander ins Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia, und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufen und wieder nach London zurückschicken konnte.

Böser Markt.

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben, und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dies bringen sie zuweg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tages einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank; man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald gränzt, dachte, es wird schon Jemand kommen. Wie gesagt,

so geschehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spatzieren gehn im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Compliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Camisol heraus, richtet ihr Maul auf des Herrn Brust, und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran seyn, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib ist kostbarer als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger;“ und versprach zu schweigen. Gnädiger Herr, fuhr jetzt der Geselle fort: „Wären euch eure zwei goldene Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anderst, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber, oder etwas, so man kaum ein Schöpplein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich absolvirt, Gottlob!“ fing der

Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut mit einander zurecht kommen, wolltet ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?“ Der Herr denkt an das Sprüchwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweibatzenkrämer gekauft, oder auch schon auf einem ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte, und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet ihr mir für den Rest, den ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenschmied in London, und zwei Dublonen unter Brüdern werth.“ Der Herr dachte in der Ueberraschung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, sauberer Geselle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle todt. Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen. Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los. Er ließ den Ladstock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald, und der

vornehme Engländer ging schamroth zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an Vieles.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leut und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maaß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel. Da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer in einem grünen Rocke mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich

an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für ein Verdruß geben kann, und war mausstill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel, und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Offizier seine Zeche bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ists gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Offizier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist theuer genug dazu.“ Der Wirth sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich euch einen Patentlöffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da.“ Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sey, und daß

ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß, als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthum und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlseyn aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: das Recht findet seinen Knecht.

Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiff, das mit allen Kommlichkeiten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Dreibatzenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen.

Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden." Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal diesen Leuten macht und versündiget sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: „Mausche, fing er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schäflein zu scheeren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein zwölf Kreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sagten, das sey nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wer Ein Ei gegessen hat, ißt das Zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreibätzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Corinther geschrieben? Der Jud sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen seyn, sonst hätt' ers ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sey, fing ers auf eine andere Art an: Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig? Der Jud sagte: Der Seiler, wenn er fleißig ist.

Der Vierte. Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht? Der Jud sagte: Der Bleicher.

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten? Der Jude sagte: Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage."

Der Sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter." Der Jude sagte: Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter.

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?" Der Jud sagte: Die Kleinsten.

Der Achte fragt: Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" Der Jud

sagt: Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn.

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert? Der Jud sagt: Er muß aus der Hand eine Faust machen.

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpft der Küfer in die Fässer?" Der Jud sagt: Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?" Der Jud sagte: Der letzte muß die Schlüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lang er will.

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege. Das brachte abermal keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mayland bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und

her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd", sagte er endlich. Die Andern sagten: Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel! — Nichts für ungut! war die Antwort, — aß ich gar ein armer Jüd bin. — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!"

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meynten, so sey's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen. Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurückbezahlt, und dem Schiffer 18 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort.

In Donauwörth wurde zu seiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat schon manchmal ge-

dacht: Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, wozu braucht der ein Roß zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und ist das Roß einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Henkersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hänfene Halsband hatte angelegt, und stieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Rößlein aussuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferde und auf Leiterwägen und dachten: man siehts besser. Als aber das Volk anfing, laut zu murren, und der ungeschickte Henker wußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammengehen, und ihm den Athem tödten sollte. Da brach der Strick entzwei, und fielen beide mit einander auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären droben gewesen. Der Missethäter lebte noch, und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „der Malifikant hat nur Ein Roß gestohlen, nicht zwei, so hat er auch nur Einen Strick verdient," und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungeberdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen?" sagte

er; „man hätt euch selber daran henken sollen.“ Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand gesagt, sagte der Seiler, daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du oder der Roßdieb.“

Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben troz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weißt, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Bettern, wie jener hautreiche Amsterdammer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Malter-

sack, Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank, wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der sey so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: wart, dich will ich bald kurirt haben. Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: Guter Freund, ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen seyn, wenn ihr folgen wollt; Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuh-

machers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr esset, davon wird nun der Lindwurm größer, also daß er euch die Leber verdruckt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer schreien. Thut was ihr wollt!" Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfect eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten, wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, wars schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner

ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt. Da sagte er: Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seyd wie ich, so solls mich freuen. Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eier im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, ihr seyd ein feiner Kautz, und ich versteh euch wohl, und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermals einen Streich spielen.

Als der Zundelheiner und der Zundelfrieder wieder aus dem Thurn kamen, sprach der Heiner zum

Frieder: Bruder, wir wollen doch den rothen Dieter besuchen, sonst meynt er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge. — „Wir wollen ihm einen Streich spielen, sagte der Frieder zum Heiner, ob ers merkt, daß wir es sind. Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Rother Dieter, seyd heute Nacht auf eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe wegholen, und ihr sollt es nicht hindern können." Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt ich glauben, sie seyens." In der Nacht schlichen die Schelmen durch das Hanffeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmann vor sich her, der aussah, wie ein Mensch. Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf, und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns heraufwackeln sah, und meynte, der sey es, riß er schnell das Fenster auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei

S. 78.

S. 91.

that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten vor der Hausthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal still, sagte er: Frau, es ist mir, die Sache sey nicht gut, ich will doch hinunter gehen und schauen, wie es aussieht. Indem er zur Hausthür hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder des rothen Dieters Stimme an, und es ist wieder eben so wahr. „Frau, sagte er mit ängstlicher Stimme, der Kerl ist maustodt, und denk nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn darin fortragen in den Wald, und will ihn dort einscharren, sonst gehts zu bösen Häusern." Die Frau erschrickt, richtet sich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh. Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuersack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ists doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer.

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner. Aber jetzt Bruder, wollen wirs bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als

wenn man gern dran hängen möchte. Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: Ich gebs noch nicht auf.

Der Zirkelschmidt.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß wer sich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurn. Deswegen dachte am Andreastag ein verlumpter Zirkelschmidt im Vorstädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und seit zwei Jahren nimmer weiß, ob die bairischen Thaler rund oder eckigt sind. Darauf hin läßt er sich vom Lammwirth ein gutes Essen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, also, daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmidt schon viel war. Jetzt dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Jast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirth, sagte er, für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß ihr nicht schon lang ein reicher Mann seyd, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirth, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihn schon ein paarmal im Arme

gezuckt. Als aber der Zirkelschmidt zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung seyn, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie euer Haus eine ist, am theuersten gehalten wird.“ Da gab ihm der Wirth eine entsetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und sagte, er solle jetzt sogleich seine Zeche bezahlen, oder ich lasse euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln. Der Zirkelschmidt aber lächelte, und sagte: „Es ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirth, und euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von euch baar erhalten habe, zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich euch nicht verklagen. Es ist besser, wir leben im Frieden mit einander, als in Feindschaft. Hat nicht eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?! — Zu diesen Worten machte der Lammwirth ein paar curiose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Thurnhüters Hausmann seyn. Deswegen dachte er: zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trinken abverdient; ringer, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!“

Drauf sagt man, habe es der Zirkelschmidt in andern Wirthshäusern probirt, und die Ohrfeigen seyen noch ein oder zweimal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel Kreuzer gilt, als das baare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seyen sie schnell auf 50 Procent herunter gesunken, und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution so unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bairische Grenze so viele unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staaren kann es nützlich seyn, wenn er etwas gelernt hat, wie vielmehr einem Menschen. — In einem respectabeln Dorf, ich will sagen in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, so, la, la;

oder: par Campagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tags aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle mit einander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt, und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat,

nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen." Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: ei Hansel, hier hätt ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel: „par Compagnie." Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Balbierer von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Werth, und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, und sich mit seinen fetten rothen Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun Thadde, fragte er ihn, wie viel mag ich wohl werth seyn, wie ich da stehe?" Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her, und so hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, sagte er endlich, weil doch heut zu Tag alles theurer ist, als sonst." Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht, daß mein Gewand, das ich anhabe, allein seine fünfhundert Gulden werth ist?" Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück, und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich habs etwas höher angeschlagen, sonst hätt ich nicht so viel herausgebracht."

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenderisch, und hatte eine Zunge wie ein Schwert; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen ging.

Nannte er sie eine Vergeuderin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam nur auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tages hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin sagte, sagte sie hundert und einmal: du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fingen sie es wieder mit einander an, als sie ins Bett gingen, und sollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen, und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, kneipte sie sich mit den Nägeln in den Arm und sagte noch einmal: du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, so bald er konnte, und wohin? Ins Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerst trinken, darnach spielen, endlich saufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch seyn, es fällt nichts heraus. Als er aber im rothen Rößlein den letzten Rausch gekauft hatte, und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden ein und fünfzig Kreuzer, an die Stubenthür, und als er nach Haus kam, und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin,“ sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker,“ sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, näm-

lich der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm: „wirf die Bestie in die Donau. Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Wart, ich will dir zeigen, du Vergeuderin (du Knicker sagte sie ihm drauf) ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal, du Vergeuderin. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor, und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein den Garaus macht, und das war ihr Letztes. Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er ging heim, und henkte sich noch in der nämlichen Nacht an einen Pfosten.

Gutes Wort, böse That.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ists noch euer Ernst, Schulmeister, was ihr gestern den Kindern zergliedert habt: so dich Jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" der Herr Schulmeister sagt: „ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium." Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige, und die andere auch, denn er hatte schon lang

einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach Joseph, was die zwei dort mit einander haben." Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und sagte, es steht auch geschrieben: „mit welcherlei Maas ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüßig Maas wird man in euern Schoß geben; und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Duzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn mans nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Thurn sperren auf 6 Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respect vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel

zum Küchenkästchen in der Tasche, und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau soll heim kommen, oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komme gleich, er soll nur ein wenig warten." Als ihm aber die Geduld immer näher zusammenging, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau, sey so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt ichs nimmer aus." Also lachte die Frau, und schnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betäubt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meynt, es sey einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub." Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus, und trinken Neuen; und wißt ihr auch, sagte einer, daß der Zundelheiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Hei-

ner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt sey er verrathen. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?“ Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam, und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagte er: ich habe schon so viel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möchte ihn doch auch einmal sehen. Da sagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sey wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komme noch bei guter Tagszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenns fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin, was bin ich schuldig, und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Käsperlein eure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das

Reuterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Darüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trattirt, und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller? und bin ich nicht der witzige Müller?" Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet seyn, haben mir all mein Almosengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Aesten hängen bleiben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet ihr nicht so gut seyn, und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzig wie mein Lisel, ist halt nichts auf der Welt." Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herabzuzwicken. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt euch das Gehen nicht verdrießen, rief er dem Müller zurück, und wenn

ihr heim kommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner!" So etwas muß man selber sehen, wenn mans glauben soll. Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für sein Geld hinein gehen und lustig und honnet seyn darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kastbaren Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und sagt: Herr, ihr habt einen schönen Edelstein in eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Aharons?" Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen." Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt seyn?" dachte er, und bot dem

Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich euch betrügen? ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch.“ Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer, der dabei saß, sagte: „ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth seyn, was er will.“ Der Fremde sagte: „ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht ächt.“

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für ihr Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und einer davon ist ein Goldschmidt, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr, sagte er, soll dieses kein ächter Edelstein seyn? Kann der König Salomon einen schönern in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe euch 90 Dublonen für den Ring. Was ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist euer Schmuhs.“ Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Aecht oder unächt, ich gebe euch sechs Dublonen,“ und zählte sie auf den Tisch, funkelnagelneu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger, und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so

gut nachgemacht, daß ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut," und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen." Nein. — „Zehn Dublonen." Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen." Meinetwegen, sagte endlich der Fremde, wenn ihr mir keine Ruhe lassen, und mit Gewalt wollt betrogen seyn. Aber ich sage es euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist euer. Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu euch und hole das Geld." Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer werth zwischen Brüdern. So macht man sie bei St. Blasien im Eieli in der Glashütte." Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jud mit ihm handelte, und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakette geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch."

Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: „Ich hab ihn euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist euer. Hab ich euch ihn angeschwätzt, oder habt ihr ihn mir abgeschwätzt?" Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja, er hat ihm den Stein für falsch verkauft, und gesagt, der Ring ist euer." Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuscht.

Ein gutes Recept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: ich wills probiren. „Gnädiger Herr, sagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gul-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

den schenken, seyd so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln.“ „Thuts ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt; und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meynt sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „ich will euch dann jetzt ein Recept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Recept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als

aber der Doktor das Recept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, ihr seyd einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arzney und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Vereitelte Rachsucht.

(Eine wahre Geschichte.)

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und warens in der ersten Viertelstunde so gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind ging, exercirten sie miteinander zum Zeitvertreib, rechts

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „wart Amtmann, ich will dirs eintränken.“ Ein paar Tage darauf reitet die östreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubenei.“ So zieht der andere vor den Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen ging, drehten sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und sagte mit Zittern und mit Beben: „Pardon! ich hab sie alle ins Wasser geworfen.“ Der Dragoner sagte: „was hast du ins Wasser geworfen?“ — „Die Briefe.“ — „Was für Briefe?“ „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oestreicher ins Land kommen, sagte der Bursche, muß ich dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Diesmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmaier.“ Also holten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er ging und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Koth mitlaufen, und spritzte die Rosse nicht sehr, aber die Rosse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig, als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die östreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugedacht hatte, als sie sagte: „wart, Amtmann, ich will dir's gedenken.“ Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzoller Kürassiere und Kaiser Dragoner und Erdödi Husaren sahen ihn vorbei führen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion.“ Der Kamerad sagte: „Strick ist sein Lohn.“ Und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meynung, und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ists aber bei dieser Geschichte nicht halb so Angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und Bedauerniß an, und sagte: „seyd ihr nicht der Nämliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautstande vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als sie euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, sammt den Gumbistäpfeln.“ Der Amtmann sagte: „Gott erkennts, und ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist, und ihr Lebenlang noch keinen Buchstaben geschrieben hat.“ Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue, und was er

schon für Drangsalirung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Anordnung der letzte Sieg der Oestreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er selber habe keinen Rausch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstande, war geneigter, Ja zu glauben als Nein. Also ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein Paar verfängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verfänglich sind. Deswegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmrr rechts auszuweichen wußte, und alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehn Hiebe vom Profos, und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General Feldmarschall zu Nacht, und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuirt hat. Das Donaueschinger Bier dazu hat er geschenkt bekommen vom Herrn Kusel.

Seltsame Ehescheidung.

Ein junger Schweizer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut, und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er; er nahm eine hübsche wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sclaverei und Drangsalirung bald müde war, fing er an, als wenn er nichts damit meynte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz und die goldenen Berge darin, er meynte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Clus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne, und schön beten in Sasseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen, und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimath. Also zogen sie miteinander über das große pyrenäische Gebirg bis an den Gränzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Gränzstein waren, sagte er: Frau, wenns dir recht ist, bis

hieher haben wirs spanisch mit einander getreiben von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Canton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir. Als sie darüber sich ungeberdig stellte und schimpfte und drohte, und nicht von dem Thierlein herunter wollte: „Frau, das verstehst du noch nicht, sagte er, und ich nehme dirs nicht übel,“ sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab, und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: willst du jetzt mit, welsche Hexe und gut thun, oder willst du wieder hin, wo du hergekommen bist? Da sagte sie schluchzend: wo ich hergekommen bin, und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem Gränzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat, und jedes zog wieder in seine Heimath. Deinen Landsmann, sagte er, auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.

Merke: Im Reich Hispania machens die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seyd Ein Leib.

Der listige Steyermarker.

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: wie fang ichs an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meynt, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne: daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagt er, wie ichs anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrathet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkaut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag darauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Parthie ins Dorf frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauer; und „Geld her, Buur, rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, oder bet'

dein letztes Vaterunser." Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sey gestern und vorgestern schon alles in die Rapuse gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seyd die rechten. Als sie nichts fanden außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, Buur, sagte der Sundgauer, du hast dein Geld verlocht, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocht hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt. Auf der Stelle kann ichs euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen, und habens gefunden und alles geholt. Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt, sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia, und den allerhöchstseligen Herr Leopold den ersten, gerettet, und glücklich im Lande behalten.

Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam.

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken," und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Gränze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sey, und wie er heiße, und was er im Schilde führe: „Könnt ihr polnisch?" fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden." „Wenn das ist," sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sey?" Die Schildwacht holt den Thorwächter, es sey ein Polack an dem Schlagbaum, gegen dem sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hie zu Land nicht stark ab, sagte er, und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand seyn, der capabel wäre, es zu dollmetschen." „Wenn ich das wüßte," sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der

Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse," sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenns Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht." Und so packte er sie mit sicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: wer da! der Söldner antwortete in aller Gutmüthigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Grenzen.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet und die Scheere zusammengewachsen, also nährt er sich, so gut er kann. Gevatter, sagte zu ihm der Peruckenmacher, ihr tragt nicht gerne schwer; wollt ihr nicht dem Herrn De-

chant von Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt euch den Gang. — Gevatter, sagte der Schneider, es ist ohnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leiht mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Versatz gelassen hat, der euch angeschmiert, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor.

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so gibt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann und musterte die Lieder: Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen ꝛc. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Massen ꝛc. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden ꝛc. und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?“ fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder, der Scheck?“ sagte der Schneider. Ich hab ihn au Cerf eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelstan und reise auf Menschenkenntniß und Weinkunde. „Platz da!“ sagte er zum Adjunkt. „Holla,“ denkt der Adjunkt, „der meynt auch, grob

sey vornehm. Was gilts, er ist nicht weit her?" Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch legte, und räusperte sich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt langsam auf und sagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger, der es hörte, sagt: „Herr Landsmann, ihr seyd auf der rechten Spur. Ich habe ihn gesehen die Stiefel am Bach abwaschen, und eine Gerte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen." Ein Scheerenschleifer sagte: „Ich kenn ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Ruhe gesetzt und thut Botengänge um den Lohn." Also geht der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen," sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hatschier in allen Wirthshäusern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer gallopirt ist, und ein Kind zu todt geritten hat." Da schauten alle Gäste den Ritter Adelstan an, der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als roth." Aber der Ehninger sagte: „Nein, aber euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gestehts, ihr seyd nicht geritten." „Doch er ist geritten," sagt der Wirth; „ich hab ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsch, und sucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals, und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert, sollte man schier nicht meynen, daß es ein Roß ist? Zahlt euer Schöpplein und

I. S. 109.

S. 111.

reitet ordentlich heim. Als er aber vor das Haus kam, und den Normänder sah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern ging zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gästen entsetzlich verhöhnt.

Merke: man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Theures Späßlein.

Man muß mit den Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht: „das Bier ist sauer," sondern: „Frau Wirthin, könnt ich nicht ein wenig Salat und Oel zu meinem Bier haben?" Die Wirthin sagte: „in Basel kann man für Geld alles haben," strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sies wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander discurirten, und einer sagte: „habt ihr gestern das Kameel auch gesehen und den Affen?" ein anderer sagte: „es ist kein Kameel, es ist ein Trampelthier;" sagte die Wirthin „mit Erlaubniß" und deckte eine schnee-

weiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürstlein bestellt, oder etwas, und es ist doch ein Kameel, sagte ein Dritter, „denn es ist weiß, die Trampelthiere sind braun.“ Unterdessen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Kukümmerlein aus dem markgräflichen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten, wie Postpapier und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ists gefällig?“ Also lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehn Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Die zwei Postillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? ich trag ja nicht schwer daran.“ Die Postillione aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen sagten: „wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendalischer würden!“ Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an

und will weiters. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden: „Fahr du den Passagier." Der Kamerad sagte: „Es ist an dir." Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in einem offenen Eliaswagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peische erhob, sagte er: „fahr zu, Schwager! Werf er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!" Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegneten sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder sagt: „ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitie, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie Hildburghäuser Groschen." Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!" sagte er; „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?" und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagte: „du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut, und zahlt honett, oder ich hau den deinigen auch." — „Untersteh dich und hau mir meinen Herrn!" sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen

einander in unaufhörlichem Zorn zu: „willst du meinen Herrn in Frieden lassen oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?“ und je schmerzlicher der eine Au, und der andere Waih schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spasses selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihrem Reisenden so und so: „nicht wahr, ich hab mich euer rechtschaffen angenommen? mein Kamerad wirds Niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herrn zerhauen habe. Aber diesmal kommts euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an. Wenn's der Fürst wüßte, sagte der Dinkelsbühler, es wäre ihm um einen Mard'or nicht leid. Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.“

Merke: es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und thut zehn Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel

verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „was gilts? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel? gehört er euch? fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zusah, dachte endlich: wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. Hieher Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätte euch schwerlich gefunden unter der Menge, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtete ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut sey; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seyd so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiederte: „ich habe keinen Imperial von euch, so bin ich euch auch keinen schuldig. Da habt ihr euern einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Spaß wollt machen. Aber der Musketier sagte: „meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst und die Marktwache, die Polizei wird zu finden seyn. „Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und

das trotzige gab das schnöde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?" fragte der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor, frag ich?" Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählte er, hab er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sey, hab er den rechten Kaufladen nimmer gefunden und an allen Ständen gefragt: wem bin ich einen Rubel schuldig? so habe dieser da gesagt, er sey derjenige, und sey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?" Als aber der Polizeisergant die Umstehenden fragte, sagten sie: ja, der Musketier habe in allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und daran geklingelt, ob er probat sey. Als der Polizei-Hauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „habt ihr euern Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man

petschiert euch euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und ihr werdet zwischen euern eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt ihr auch lang leben." Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirthshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seyd ihr nicht einer von den graußmüthigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt, mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser. Der Gersauer Kaufherr, er war von Gersau, sagte: hast du unterdessen nichts neues ausspintisirt, Reiskamerad? Der Jud antwortet: habt ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn ihr gute Geschäfte gemacht habt, — um einen Sechsbätzner, ihr könnet mir drei Worte nicht nachsagen. Der Gersauer dachte: ein paar Franken hin oder her. Laß hören! der Jud sagte: Messerschmidt. Der Gersauer Messerschmidt. Dudelsack — Dudelsack. Da schmunzelte der Jude und sagte: Falsch! — Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche

und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen." Noch einmal! sagte der Kaufherr: der Jud sagte: Baumöl: der Kaufherr Baumöl. Rothgerber — Rothgerber. Da schmunzelte der Hebräer abermal, und sagte: Falsch, und so trieben sies zum sechstenmal. Als sie es nun so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe. Der Jude sagte: Ihr habt mir das dritte Wort „Falsch" nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen.

Geschwinde Reise.

Ein italiänischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ichs an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Kosten. Postillion, sagte er, als er in das Kaleschlein saß, fahr langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschenkistlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehen. Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen. Denn fürs erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. Wenn du recht langsam fahrst, sagte er, auf der Station sollts dich nicht reuen.

Der Postillion dachte: solchen Gefallen kann ich den Rossen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfingen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichts desto weniger schrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam! Der Postillion sagte: wollt ihr auf der Straße übernacht bleiben, so will ich euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführte auf den Acker. Thu ich nicht langsam genug. Aber der Passagier sagte: ich schieß dich todt, wenn du nicht gemach fahrst. Auf der Station in Ludwigsburg gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens achtundvierzig Kreuzer, auch einen Gulden und drüber. Wenns recht pressirt und wenns recht in der Tasche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellungen des Postillions und alles Protestiren half nichts. Hab ich euch nicht schlecht genug geführt, fragte er. Nein, du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh zum Henker. Der Postillion nahm das Geld und dachte: lieber wenig als gar nichts. Aber wart nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: ist der Weg gut? Schlecht, antwortete er, und winkte ihm ein wenig abseits. Dann sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm

noch keiner vorgekommen sey. Fahr den Ketzer drauf los, sagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe.

Der Passagier, als der Postknecht aufsaß, sagte: fahr langsam, Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an. Aber der Postillion dachte: dein Trinkgeld kenn ich. Meine Pferde sind auf gesunde Herrn dressirt, sagte er, ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Kaleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentirt, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer, wie dem ersten. Was bringst du für einen presthaften Herrn, sagte der Besigheimer. Fahr ihn gar todt, sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm, und so recommandirte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der andere, so daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nöthig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions ferngesund aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

Der Rekrut.

Ein junger schön gewachsener Bursche mit krausen röthlichen Haaren und viel Laubflecken, sagte dem

preußischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht, wo er daheim sey, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein war er folgendergestalt gekommen. Als der Officier an ihm vorbeifuhr auf der Straße, etwas langsam, weils bergan ging, und bei solcher Gelegenheit ein Pfeifchen Tabak stopfte, dachte der Rothkopf: „fahren ist ringer als laufen, wenns gerathet," und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet ihr nicht so gut seyn, gnädiger, und mir auch Tabak geben zu einer Pfeife. Ich will euch derweilen Feuer schlagen. Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo bist du her, mein Sohn? — Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren seyn, vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirth, eigentlich aber mein Stiefvater. — Was ist dein Geschäft auf der Straße? — Drum will ich dem König dienen und gehe auf den nächsten Werbplatz. — Wie viel Jahre hast du? Neunzehn seit vorgestern, und nicht viel gute darunter. Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronenthaler gegeben. Großer, hat sie gesagt, du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronenthaler kann man mehr als einen Rausch trinken, aber ich habe nur Einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der Vater mit dem Geißelstecken gekommen, und hat mich gewalkt. Es ist nicht das erstemal. Und die Mutter

hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erstemal. Willst du alles an den Lümmel henken, hat er gesagt, an den rothhärigen Galgenstrick? — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Tabak in die Hand, und sagte: du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen. — Ich verlange kein Handgeld, sagte der Rothkopf, und schlug an die Tasche.

Kann man den Schwanenwirth zwingen, fragte er, daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin. Der Offizier sagte: sobald du majorenn wirst, solls nicht fehlen. Auf der Station, wenn die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Muth zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er: es schmeckt, doch nicht recht, wies soll, wenn man den Tag vorher etwas zu viel gehabt hat. Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Offizier allerlei, oder pfiff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagte: du kannst Pfeifermajor werden bei des Königs Leibgarde. Solche gibts nicht viel in der Armee. — Ich kann auch die Orgel spielen. — Gut! du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen. Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend, als sie durch einen Wald fuhren, stellte sich der Rothkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf

den Sprung parat. Jetzt, wenn ihr um die Waldspitze herum seyd, gnädiger Herr, rechts erblickt ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchthurm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß ihr mich so weit habt lassen mitfahren. Als er aber die letzten Worte sagte, sprang er schon über den Straßengraben, und husch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu thun.

Der Offizier schoß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillion aber sagte: es hat mich schon lang Wunder genommen, was ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise thut. Ich kenne den rothen Spitzbuben wohl, sagte er.

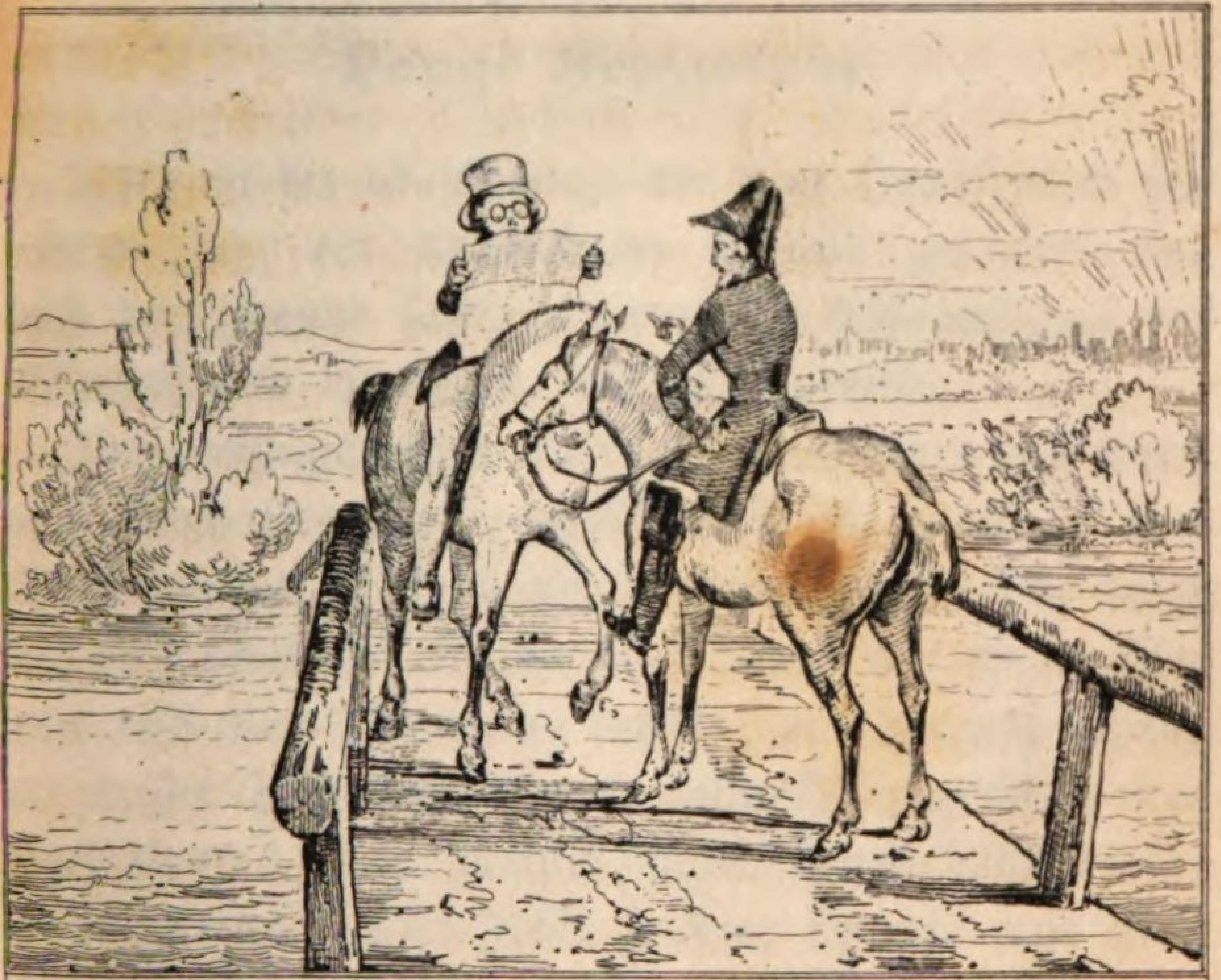
Gute Geduld.

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser ging und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege," sagte der Engländer. Par Dieu, erwiederte der Franzos, mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Ge-

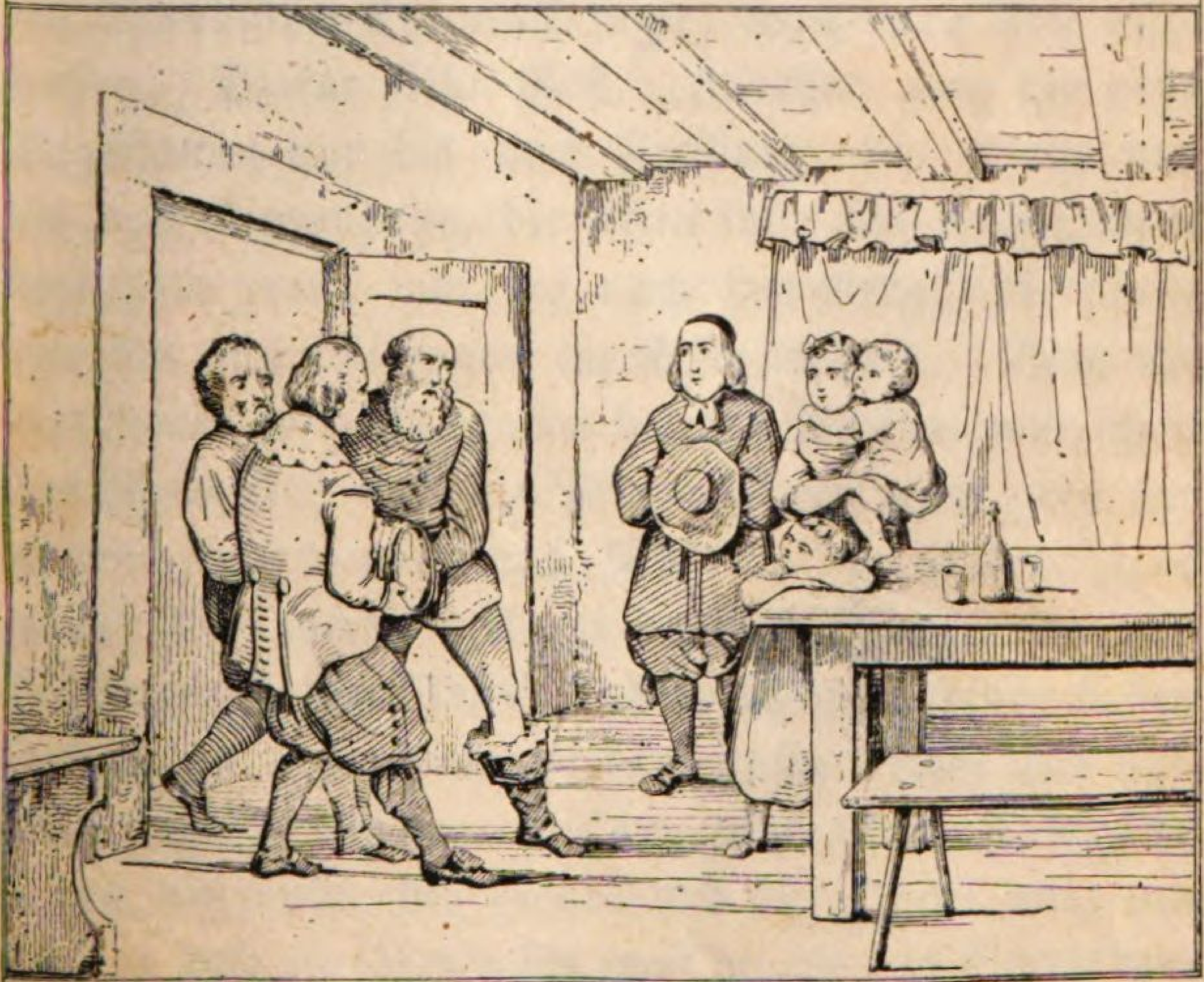
legenheit habe, es umzukehren und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Eurer scheint ohnehin der jüngere zu seyn; meiner hat noch unter Ludwig dem vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702.

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: ich kann warten; ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen. Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Roß und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammen legen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: Eh bien! Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiederte: Engländer, seyd so gut und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es euch gefällt, auszuweichen. Als aber der Engländer diese Geduld seines Gegners sahe, sagte er: wißt ihr was, Franzos? Kommt, ich will euch Platz machen. Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

S. 122.



S. 126.



Lange Kriegsfuhr.

Dieß ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirths, und die Sache sey ganz gewiß.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durchs Wirthshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirths mit einem Wagen und vier Pferden an der Colonne hängen. Denn er mußte Tornister führen, und Offizierskisten und Weibsleute. Der Meister sagte: komm bald wieder heim, Jobbi! Der Jobbi dachte: an mir solls nicht fehlen. Die Meisterin weinte und lamentirte, aber ein schwedischer Corporal sagte: man wird Roß nicht fressen. Tartar frißt Roß. Indessen ging die erste Tagsstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi so hoch droben bei den Wolken, war schon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß, den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten bis weit hinein ins Schwaben-

land und hinter sich und für sich, und aus so viel Tagen wurden so viel Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen ins Freie. Die östreichischen Vorposten riefen ihn an: wer da? — Gut Freund. — Wer ist gut Freund? Der Jobbi von da und da. Bassamalergi, sagte der Corporal, bist du Jobbi von da und da? Der Corporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannt den Jockli. Also sagte der Hauptmann: willst du einen Paß nach Haus oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen? Da dachte der Jobbi: aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappirt mich unterwegs der Schwed, so gehts zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die östreichischen Dukaten flogen, und auf den Boden fielen, und niemand buckte sich darnach. Denn der östreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Presburg hinein im Ungerland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus Berg auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister

und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurück wolle, wenns sauber sey im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen seyn bei den Schweden. Eines Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versaust hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen und der Wirth richtete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau, und sagte nichts. Der Meister fragt: „was fehlt dir?" — „He nichts, sagte sie, ich hab an den Jobbi gedacht, Gott habe ihn selig, und an den schönen Zug, heut jährt sichs wieder." Es wird sich noch vielmal jähren, sagte der Mann. Gottlob, daß wieder Ruhe im Lande ist. Indem tritt der Hausknecht herein, und sagt: Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Marketender, und hat auch so ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: „an diesem Platz bin ich der Meister; drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden? Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: Gemach! — Der Wirth fragt: woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt. „Eine Halbe will ich, sagte der Ungar, von euerm Besten und zwei Gläser. — Das ist nicht von euerm Besten, sagte er nachher. Von dem Krenzacher will

ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brodbahre, wo die Katze darauf sitzt. Der Wirth sagt: woher wißt ihr, was ich für Wein im Keller habe? Der Ungar sagt: von euerm alten Knecht dem Jobbi, und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern ergriff die Hand des Meisters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der köstliche Balsam, der herabfließt in den Bart Arons, der herabfleußt in sein Kleid und Lust und Freude erregt. Ich bin ja der alte Jobbi, sagte der vermeynte Ungar, wo einmal bei euch — Aber der Wirth und die Wirthin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei, und den Jockli hab ich auch wieder mitgebracht, sagte der Jobbi, die andern sind neu. Jetzt gings an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirth rief die Kinder zusammen, der Jobbi sey wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen eins an der Hand, eins auf dem Arme: aber sie fürchteten sich und schrien vor dem fremden Bart; und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch hinein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen. Drauf brachte der Wirth, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein voll kaiserlicher Thaler und Chremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. Dieß ist euer Geld, sagte der

Jobbi, das ich euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn, und für den Jockli den Ruhestand. Der Meister sagte: du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause seyn und zwar das älteste. Aber der Jobbi sagte: ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin, und ging mit einem Mund voll Brod hinaus, um nach den Pferden zu sehen, und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters, und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung, thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so: war der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch. Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu gutem Gesinde, hinten herum. Ist also der Wirth ein so raisonnabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

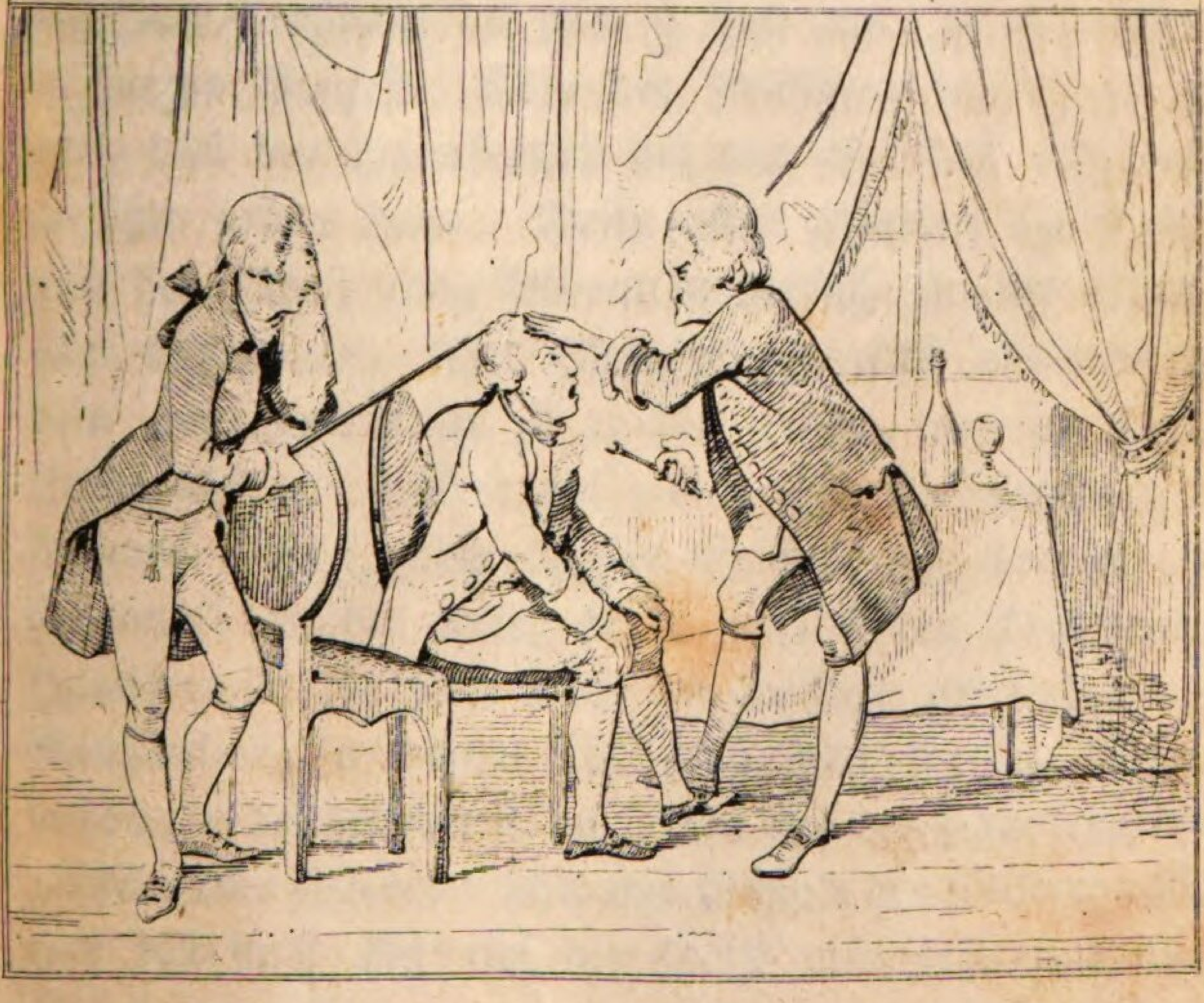
Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli.

Der schwarze Mann in der weißen Wolke.

Sonst hat der Hausfreund nie viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; diesmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages, es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vicepräsident durch den Brassenheimer Wald nach Hause ging: vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu gehen und gut Freund zu seyn, absonderlich bei Nacht, wenn es niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie jemand begleitet, denn als wir aus dem Wald kamen, schlug es 12 Uhr in Brassenheim und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren. Adjunkt, sagte der Vicepräsident, wißt ihr nichts zu erzählen? Ja, sagte der Adjunkt: die Hirschauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, so stellten sie die Brücke der Länge nach in den Strom, denn sie sagten: es sieht besser aus, und wenn ein großes Wasser kommt, kann es besser an der Brücke vorbei, und nimmt sie nicht mit. Adjunkt, sagte der Hausfreund, sind wohl die Flinten zuerst erfunden worden, oder die Ladstecken? Der Adjunkt sagte: die Ladstecken. Denn sonst wäre es nicht der Mühe werth gewesen, die Flinten zu erfinden, weil man sie doch nicht hätte laden können. Als aber der Adjunkt nießen mußte, dreht er den Kopf seitwärts gegen das Feld und niest. Indem er den

I. S. 129.

S. 132.



Kopf seitwärts dreht, druckt er sich auf einmal an den Hausfreund. Habt ihr nichts gesehen, Hausfreund, sagte er ängstlich und leise. Eine schneeweiße Wolke stieg aus der Erde auf und in der Wolke stand ein schwarzer Mann, und hat mir gewinkt, ich soll kommen. Warum seyd ihr nicht gegangen, sagte der Hausfreund. Es sind euch Funken aus den Augen gefahren, weil ihr habt nießen müssen. Er hat das Feuer im Elsaß gesehen, sagte der Vicepräsident. Aber bald verging uns der Spaß, und die Mitternacht schauerte allen durch Mark und Bein. Denn im nämlichen Augenblick erscheint wieder die weiße Wolke, und in der weißen Wolke die schwarze Gestalt und winkt. Weg wars wieder auf einmal. Habt ihrs jetzt gesehen, fragte der Adjunkt, es ist gut, daß der Herr Präsident bei uns ist, mit uns zweien machte er kurzen Prozeß. Aber der Präsident dachte, es ist gut, daß der Hausfreund bei mir ist, daß ich mich an ihm heben kann. Denn allen zitterten die Kniee und der Muth stieg keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund wills einstweilen dem geneigten Leser zu rathen geben, was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Besinnung gekommen waren, obgleich die Erscheinung wenigstens siebenmal wieder kam, sagte endlich der Präsident: Hausfreund, ihr habt doch am meisten getrunken in Neuhausen, so werdet ihr auch den meisten Muth haben; redet den Geist an. Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geister" schwarze Gestalt der Mitternacht, wer bist du? Da rief der Geist mit Zettergeschrei:

ich bin der Xaveri Taubenkorn von Brassenheim. Um unsrer lieben Frauen willen verschont mich!

Merke: der Taubenkorn ist ein unbescholtener Gerichtsmann in Brassenheim und wirthet: also kennt ihn der Hausfreund wohl, und ist ein lobenswerther Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu spät oder zu früh ist für seinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund fragte: Xaveri, was treibt ihr für Blindwerk? seyd ihr mit dem Bösen im Bund? — Sagte er: seyd ihrs, Hausfreund? Nein, ich streue Jps auf meinen Kleeacker. Der Wind ist gut, und es kommt bald ein linder Regen. Also wenn er eine Hand voll Gyps auswarf, entstand die Wolke ein wenig vom Mond erhellt, und man sah darin den Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meynte man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war, sah man nichts mehr. — Ihr habt mich rechtschaffen erschreckt, sagte der Xaveri zum Hausfreund, denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beschreit mich ein Gespenst. Ein andermal laßt euere Possen bleiben.

Das Vivat der Königin.

Nicht eben so gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirthshaus. Der Engländer saß schon über eine halbe Stunde still und

stumm in einer Ecke, und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum Besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sey dumm oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sey, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn ers in drei Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sey, und die Königin so gut. Aber auf das Wohl der Königin, sagte er, trinkt ihr doch eins mit mir, und noch mehr? Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde und sagte: es lebe die Königin! Gentelmann, sagte er, ihr müßt eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlseyn der Königin. Ich hab meine auch zerrissen. Geht zum Henker, ihr Sapperment, sagte der Engländer, euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meines kommt nagelneu von der Näherin weg und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel. Aber der Perückenmacher sagte: Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt ihr euer Hemd, oder ihr müßt euch mit mir stechen auf Leben und Tod. Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben,

so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchthurm in London, und wie einer droben schon gute Augen habe müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle. „Seyd so gut, sagte der Engländer, und zieht mir diesen Stockzahn da aus, den dritten, aufs Wohlseyn der Königin von England! Herr, sagt er zu dem Perückenmacher, ihr bleibt da sitzen und rührt euch nicht. Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zu dem Zahnarzt, seyd so gut und zieht jetzt diesem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, aufs Wohlseyn der Königin von England. Guter Freund, sagte er, ihr müßt euch auch einen ausreißen lassen, ich hab mir auch einen ausreißen lassen. Da verging dem Spaßmacher der Muthwillen und die rothen Backen, und protestirte zwar, die Sache ist nicht gleich. Euer Zahn da, sagte er, ist so hohl, daß eine Häsin drin setzen könnte. Die meinigen sind alle so kerngesund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt ich Geld damit prägen. Aber der Andere gab darauf kein Gehör, sondern sagte: Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder ihr laßt euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder ihr könnt euch mit mir stechen, auf Leben und auf Tod, und ich bohr euch da an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht.

Da dachte der Perückenmacher: Ein Zahn! — Ein Leben! — Neun Kinder hab ich daheim. — Lieber ein Zahn. Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen, und schieden darauf in Frieden von einander. Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher: „diesmal mit einem Fremden Muthwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?"

Die betrogenen Zecher.

Zwei Zechbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittagsessen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An seinem Namenstag, als sie wieder kamen, und hatte jede vorher einen Häring gegessen, wegen dem Durst, und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8ten August, Cyriak hieß er, da dachte der Herr Cyriak, ich will doch einmal sehen, ob ich der gute Freund bin, oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte: Gevatter, thut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken, und ihr müßt ihm fleißig anstoßen, auf den Cyriak, allemal ex pleno. Das war dem Gevatter recht. Drauf nahm er den Apotheker auch auf die Seite, und sagte: helft mir heute meinen Gevattermann zudecken, und that ihm den nämlichen Vorschlag.

Dem Apotheker wars auch recht, und jeder dachte: das gibt einen Spaß. Also tranken sie miteinander sieben Maaß Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit, und noch drei Maaß stehenden Fußes auf viel nachfolgende. Als er ihnen die vierte einschenken wollte, sagte der Gevattermann: ich kann nimmer, er ist mir zu stark. Der Apotheker sagte: ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck kochen, wenn ich heimkomme. Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Danksagung. Unterwegs sagte der Gevatter des Cyriaks: Apotheker, heut habt ihr ein Meisterstück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie ihr noch aufrecht gehen könnt. Der Apotheker sagte: mich wunderts, daß ihr nicht blindhagel voll seyd. So sagte der Gevattermann: drum hab ich Wasser getrunken. Da gingen dem Apotheker die Augen auf, und sagte: Ich auch; da gingen dem Gevattermann auch die Augen auf.

Der Lehrjunge.

Eines Tags wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenposten, und zum Andenken noch 20 Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand, und sagte: setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf,

I. S. 135.

S. 139.

Herr Halt uns fest! Gebt ihm die besten, die ihr aufbringen könnt; und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: besser, noch besser! und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit hönischem Lachen: Wie thuts Bürschlein? Wie schmeckts?

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, ging ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: kennst du mich noch, Gutschick? der junge Mensch sagte: euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch euch nicht bestohlen, auch mein lebenlang sonst nicht beleidiget habe. Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, daß es nothwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder, sagte er, und er wars auch — „Wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen, und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen, und etwas Rechtes aus dir machen.“ Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

Der Wasserträger.

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort alles ins Große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser Ohmweise in den Strom, der hindurch fleußt in der Seine, und hat eigene Wasserträger, arme Leute, die Jahr aus Jahr ein das Wasser in die Häuser bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmal hunderttausend Menschen in einer Stadt, ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser, solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei solche Wasserträger verdienten ihr Stücklein Brod und tranken am Sonntag ihr Schöpplein mit einander manches Jahr, auch legten sie immer etwas weniges von dem Verdienst zurück und setztens in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie trägt, trägts in den Rhein. Fort ists. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tausenden einen etwas Namhaftes gewinnen, und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Also ließ es auch unsere zwei Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100,000 Livres. Einer von ihnen, als er seinen Antheil heimgetragen hatte, dachte nach: Wie kann ich mein Geld sicher anlegen? wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ichs aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ichs nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Ueberlegung ermahnte, so

thal er, und ist jetzt ein steinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der andere sagte: „wohl will ich mirs auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb ich nicht auf, dies ist unklug," sondern er nahm auf ein Vierteljahr einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte, in einem Vierteljahr bin ich fertig. Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisiren, sieben Locken über einander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, miethete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Comödie fahren wollte, oder ins Palais royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Ueberall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf, und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber nach drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Hand voll Dublonen ungezählt und unbeschaut herauszu-

nehmen als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er: Gottlob, ich werde geschwinder fertig, als ich gemeynt habe. Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte alsdann den Rest seines Reichthums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am andern Tag ging er selber wieder an sein altes Geschäft, trägt jetzt Wasser in die Häuser, wie vorher, wieder so lustig und zufrieden, wie vorher. Ja er bringt das Wasser selbst seinem ehemaligen Kameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei; aber er sagt's nicht.

Der listige Quäcker.

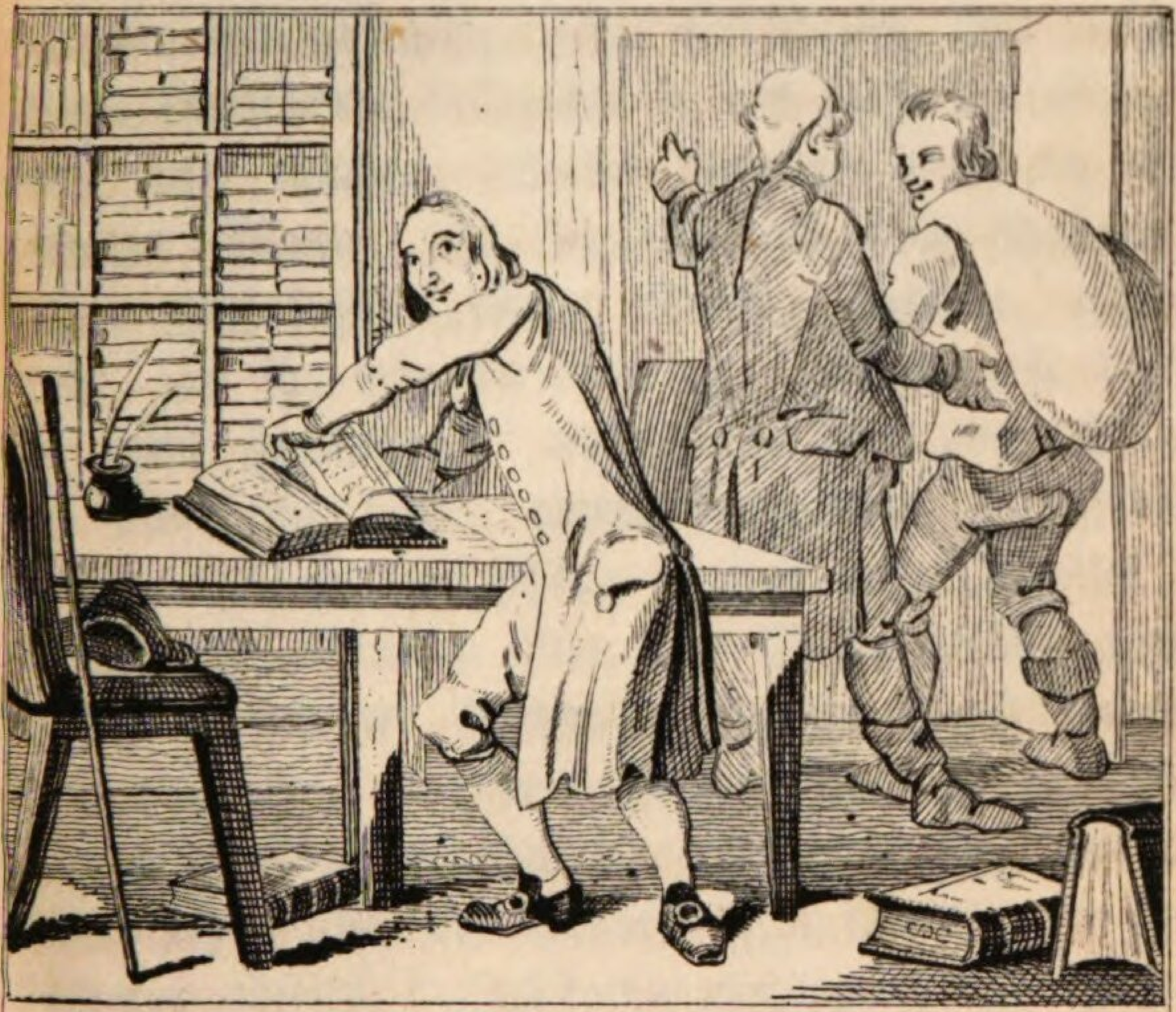
Die Quäcker sind eine Sekte zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehn, aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar schönen stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie

waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes, sagte der Räuber, ich möchte meinem armen Thier da, das sich noch dunkel an den Auszug der Kinder Israel aus Egypten erinnern kann, wohl auch ein so gutes Futter gönnen, wie das eurige haben muß dem Aussehen nach. Wenns euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei euch, aber ich.“ Der Quäcker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so hab ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben. Also tauschten sie miteinander, und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus, aber der Quäcker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich. Und so ließ er das Pferd voraus gehen und folgte ihm nach Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seyd ihr wohl nach Haus gekommen? sagte der Quäker. Wenns euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das eurige steht vor der Thür.“ Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäcker sein gutes Pferd zurück. „Seyd so gut, sagte

der Quäcker, und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn: ich und euer Rößlein sind mit einander zu Fuß spaziert." Wollte der Spitzbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. Nicht wahr, das Thierlein lauft einen sanften Trab, sagte der Quäcker.

Der Prozeß ohne Gesetz.

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem achtungswerthen Bauernstand, sonst wär es nicht nöthig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Tasche, und „Frau", sagte er, „gib Acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt." Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: „dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden," und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Tabak meynte, mit ihm woll er fertig werden; er meynte aber seinen Schwager, den Oelmüller. In der Stadt ging er gerades Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager, wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sey, und seine Voreltern drauf ins Land gekommen seyen, der Schwager aber sey von Enzberg im Würtembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut seyn und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat, mit einer Tabakspfeife im Mund, sie rauchen



S. 143.

fast alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. „Guter Mann, sagte er, wenns so ist, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen,“ und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellinen Tabakstopf hervor. „Seht da“ schlug er ihm auf, „Kapitel so und so viel Numero Vier, das Gesetz spricht gegen euch unverrichteter Sachen.“ Indem klopft jemand an der Thüre, und tritt herein, und ob er einen Zwerchsack über die Schulter hängen hatte, und etwas drin, genug, der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komm gleich wieder zu euch.“ Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden,“ sagte er zu dem Advokaten, „ich hab mich unterdessen besonnen. Ich meyne, ich wills doch probiren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten,“ und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit euch

gesprochen, und euch klaren Wein eingeschenkt;" der Bauersmann schaute unwillkürlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn ihrs wollt drauf ankommen lassen," fuhr der Advokat fort, „so kommts mir auch nicht darauf an." Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt seyn."

Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, „aber nicht wahr," sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab ich gut für euch geführt?" — „Den Gukuk hat er," erwiederte der Bauersmann, und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor, „sieht er da? Kann er gedruckt lesen?" Wenn ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren. Denn er meynte wirklich, der Prozeß sey dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Priese nahm, machte er allemal ein pfiffiges Gesicht, und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Oelmüller."

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauschel! Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!" einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fingen fast an, den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel." Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmausche." Der Hebräer sagte: „ich muß mirs gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht." Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr, und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht.

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebsstreiche durchgemacht, und fast ein Ueberlei daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probieren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünfundzwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er, „ich bin noch nicht ehrlich genug." Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten, und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kackerlack gewesen sey, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein Paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, „allerdings wisse er davon und er sey derjenige." Als ihm den andern Morgen der Spruch publicirt wurde, er müsse ins Zuchthaus,

und der Stadtsoldat, der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumüthig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sey auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte?“ Der treuherzige Begleiter sagte: „ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ — „Im Gegentheil,“ sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avancirt der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem,“ sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum todtstechen lassen. Ich versichere euch,“ fuhr er fort, „ich und meine Feinde,“ er meynte die Strickreiter, „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ — Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder ging

immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten,“ sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen und an ein Wirthshaus, „Kamerad,“ sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ — „Herr Kamerad,“ erwiederte der Nagelschmied, was ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maaß, auch eine Maaß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin, und der Frieder erzählte immer fort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilts, der Herr Bruder ist alsgemach vorausgegangen!“ Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder herein kam, sagte er: „Herr Bruder, der Mond will bald aufgehen. Wenns dir recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht.“ Der Nagelschmied, schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meynt.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen, und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem

I. S. 146.

S. 149.

Stadtsoldaten an den Zuchthaus-Verwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefeln an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und ging des geraden Wegs fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draußen seyn.“ Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld hab ich keins. Weg und Steg kenn ich nicht, also laßt mir auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus.“ Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindswirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein, und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirthshaus, und zeige dem Mann, der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus.“ Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren.“ In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf

der Gasse: „Büblein, wo ist das Zuchthaus,“ und als er es gefunden und vor den Zuchthaus-Verwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las, und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund,“ sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern.“ Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ei, der Arrestant, der bin ich selber.“ Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gestehts, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh es aus allem.“ Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ichs nicht läugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist.“ „Einfältiger Tropf,“ sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?“ Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Würtemberger Dragoner gewesen?“ — „Gut,“ erwiederte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung,“ und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif. Also ritten

der Strickreiter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheideweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreiter, auf welchem Weg er reiten solle, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen.“ Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Amtsschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sey im Revier, bis er an der Gränze war. An der Gränze aber gab er dem Rößlein einen Bitzer und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passiren.

Der Schimmel.

Der Herr in der weißen Gestalt, den der geneigte Leser vielleicht für einen Geist halten könnte, hat Fleisch und Blut, wie andere Menschen hie zu Land. Die Mägdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Galopp und Trab, trotz einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirthshaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter,“ sagte er, „kann ich hier über Nacht bleiben?“ Der Posthalter erwiederte: „Was Euer Gnaden befehlen.“ Also speiste er zu Nacht, verliebte sich in eine Bouteille Klingenberger und ging ins Bett. Während er im

ersten Schlaf war, fuhr eine Kutsche nach der andern vorbei, und wechselte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Postwagen sein Spitzhündlein zum Bellen und weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thurmberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jetzt an," sagte der eine Postknecht zu seinem Kamerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett." Der Kamerad sagte: „Spann den Schimmel ein!" Der Herr im Bett dachte: „Wills Gott, nicht meinen." — „Er merkts nicht," fuhr der Kamerad fort. Der Herr im Bett dachte: freilich merkt ers, und fuhr wie eine brennende Rakette aus dem Bett und hinter das Fenster, um im Mondschein zu sehen, was geschehen will. „Bis er aufsteht, bist du schon lang wieder da," fuhr der Kamerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte: „Nein, er ist schon auf, und kommt, eh du fortgehst." Indem ging der Postknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeynt, der hinter dem Fenster steht, sondern der Posthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß übertreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht befohlen, ihn ein Paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sey. Deswegen sagte der Kamerad zum Postknecht: „Er merkts nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da." Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach

dem Stall gehen, sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, bloß in ein Paar leinenen Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer untersteht sich, den Schimmel anzuspannen? Wer will todtgeschossen seyn?“ Der Kamerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel, oder sonst einen, geht Ihr wieder in Euer Bett, und laßt uns gewähren.“ Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt, und stellte ihn vor die Deichsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen, und so und so.“ Der Kamerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Batallion! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ — „So! Ihr Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Antheil an dem Gespräch, und es kam zu ein Paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten, als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthalter herauskam, und fragte: „Was gibts da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durcheinander, „wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der kuriose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sey doch kein ander Roß mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett.“ Da konnte der Posthalter das

Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger," sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener und er hat seit ein Paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Noth muß man eine Tugend machen." Da sagte der Herr: „Ja so! Wenns das ist!" und ging ganz still und betuches wieder in sein Bett. Dießmal, dachte er, bin ich ein kurioser Herr gewesen. Wenns nur nicht bekannt wird! —

Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hats schriftlich.

Ein Kavallerie-Offizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirthshaus. Einer, der schon drin war und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehn, ein Hebräer, sagte, „daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden drauf hergeritten sind."

Gefällt er Euch, Sohn Jakobs, fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre," erwiederte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. Was brauchts hundert, sagte er, ihr könnt ihn um fünfzig haben.

Der Hebräer sagte: „thuns fünfundzwanzig nicht

auch.“ — „Auch fünfundzwanzig,“ erwiederte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf, wenn ihr daran genug habt.“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte, „meinetwegen auch fünf,“ dachte der Hebräer, „hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten, und bin doch noch koscher. Herr, sagte er, Sie sind ein Offizier. Offiziers-Parole?“ Der Rittmeister sprach: Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihrs schriftlich?

Lieber wär's mir, sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, also gleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: Der kanns noch besser als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Auwaih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thuts, Sohn Jakobs?“ Der He-

bräer sagte: „Na, wie thuts, gebt mir die andern auch, so bin ich absolvirt.“

„Das kann geschehen,“ sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu seyn schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ichs Euer Gnaden Dank wissen, oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt ihr lange warten,“ und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Beten um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekessen, was thu ich damit. Wenns der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß.“ Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt diesen Muthwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergibt, um

I. S. 154.

S. 169.

Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Die nasse Schlittenfahrt.

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Kissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn rekommandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm sagten zu einander an einem schönen kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?" — „Wohin?" — „Zum Theodor." Sie nannten ihn nur mit dem Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten, und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nie überzwerch im Faß — Schlienger, Böllinger, Steinenstatter vier und achtziger, achtziger, vier und siebenziger. Beim vier und siebenziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem Waßgau funkelte, und die Betglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Betglocken laut wurden, sagte einer von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste." Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüst um! Dort links

ist die Stubenthür.“ Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milchschrankes, in der Meynung, es sey die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten, zu Sankt Johannis Segen, und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der vordere dachte: „Soll mir etwas passirt seyn, oder ist mein Kamerad dahinten nicht wasserfest?“ Der Andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Kameraden etwas passirt?“ „Gevatter, stammelte endlich der Vordere, es scheint mir, ihr habt's euch kommod gemacht. Ich hätt' euch wohl ein Paar Minuten lang das Leitseil halten mögen.“ „Gevatter, erwiederte der Andere, mir kommt's vor, ihr solltet nicht mehr saufen, als ihr bei euch behalten könnt.“ Während sie aber so Wortwechsel treiben, und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer nässer, und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment, ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter,“ fuhr der zweite fort. — „Oder ihr mich,“ erwiederte der erste. „Wenn ich nicht da säße, wie einer, der zwischen den zwei Buckeln eines Trampelthiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mit sammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen.“ — „Drum eben,“ erwiederte der erste. „Woher kommt's, daß euch das Wasser an den Beinen herabläuft?“ Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren und die Spreu aus dem Sacke ausleeren wollten, schoß etwas ganz

anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar, der Schalk, der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir so naß geworden.“ Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor.“ — Es war auch so.

Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um zwei Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um drei Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an, und dachte: „Glitzet ihr so lange ihr wollt, ihr seyd doch nicht so schön als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle.“ Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: es könnte jetzt bald drei seyn. Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit ging ins Feld, aber noch stand unser Musquetier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon

sey ausmarschirt schon um drei Uhr, kein Kamaschenknopf sey mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also ging der Musquetier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meynung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musquetier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch ich sie auch nimmer.“ Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kanns spanische Nudeln absetzen,“ er meynte Röhrlein. Zudem dachte er: „der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse, und ob sonst schon etwas mochte geschehen seyn, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Baurenknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sey ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sey ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit ging ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz, die Heirath kam zu Stande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn seine Frau bedenklich an: „Fridolin, es ist jemand da gewesen, der dich nicht freuen wird.“

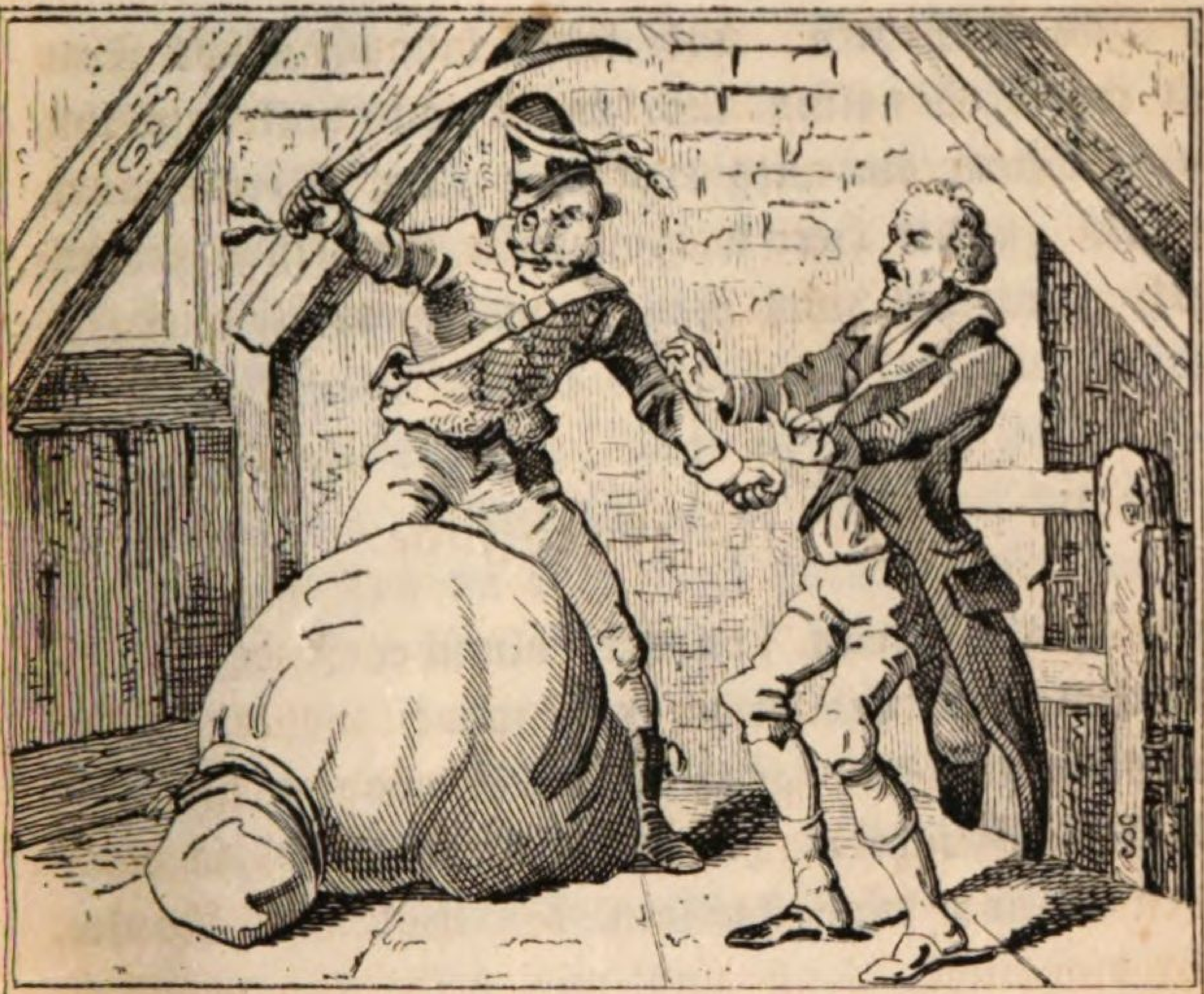
— „Wer?“ — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da.“ Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte, und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist.“ Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er thun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und ging wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittirt, eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen.“ Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermißten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret seyn, gleich einem Borstdorfer Aepfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch,“ nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem

Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn, und mußten ihm alles erzählen. Der Obriste aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federnthaler, und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Der gläserne Jude.

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsack und legte ihn auf den Boden. „Nausel, rühr dich nicht, sonst sind wir beide kapores.“ — „Doved, ich rühr mich nicht.“ Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thüre herein, und, „wo ist der Spitzbub,“ schrie er mit grimmiger Geberde; der Schwager erwiederte: „Na, gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd.“ Der Husar erwiederte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat,“ und visitirte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sacke da,“ fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Säbel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? G l a s.“ Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Sabel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So

S. 161.



S. 164.

viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber, der darin steckte, dachte: „ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme: Kling, Kling, daß der Husar meynen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tönte immer schneller: Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder,“ sagte er, mein Lebenlang will ich um vier Thaler kein Glas mehr werden.“

Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, ging ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirthshäuslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: „weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in Acht, vielleicht gibts etwas zu fischen.“ Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen

und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute, und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei, von dem Elephant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch, und sagte: „zum Exempel, dieß wäre die Donau.“ Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt das wär Ulm.“ Ein anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann: „Ich bin von Ulm, und hätte Haus und Gewerb daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr.“ Der betagte Mann sagte: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr,“ und fing an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Ueberrock aufmerksam und stille, und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne euch.“ Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen,“ und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund, ich kenn euch nicht. Aber ich will euch noch einmal gewarnt haben.“ Der Betagte erwiederte: „Warnen hin und Warnen her! Was wahr ist muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig, als die freie Rede, und so und so.“ Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Ueberrock zurück, und zeigte sich, wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt, guter Freund,“ sagte er, „jetzt kommt

mit mir!" Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund," sagte er, ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen seyn. Ich sehe schon," sagte er, „wir müssen eine Bouteille mit einander trinken, daß ihr mich besser kennen lernt, und forderte noch eine Bouteille, und winkt der Wirthin, „vom Guten." Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit euch zu trinken," und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meynt zum Beispiel, ich sey ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will euch das Gegentheil beweisen, denn ihr seyd auch eine obrigkeitliche Person und ich habe vor eures gleichen Respekt." Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche, und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen." Eine Gasse weiter fuhr der Arrestant fort: „Was gilts, ihr seyd noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will euch zu einem schönen Weibsbild führen." Der Hatschier erwiederte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich euch zu einem Mannsbild." Als sie aber mit einander in den Polizeihof und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fing der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von euch zweien

bringt den andern." Denn es ist jetzt Zeit, dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern." Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeyntliche Arrestant, schaute ihn gebieterisch an, und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihro Gnaden, Herr Stadtvogt," sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn, denn er mich arretirt mit Manier und in der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten." Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefalle, und schenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem solchen Ort mag es nicht gut seyn, ein Spitzbube zu seyn, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein ist noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

Die Schlafkameraden.

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirthshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an, und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst, und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirth hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „ich will meinem Herrn keine Schande machen,“ und trank, wie im Zorn ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst: „der Wirth soll nicht meynen, daß wir Knicker sind.“ Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirth: Herr Wirth, ich hab' an eurem Rothen so zu sagen eine gefährliche Endeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein.“ Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!“ denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig, und dachte: „Ich will nicht wunderlich seyn. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's thut.“ Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken.“ Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen. Der

Herr fing endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammuthsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mahometsknochen." Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Semenarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas und „Bravo, sagte er, wackerer Seminarist!" Der Bediente aber stammelte für sich, soll leben der wackere Seeminister, und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört, Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf," fuhr der Herr fort. — „Sollen anch leben die Minoriten," erwiederte der Diener; und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton, jetzt wollen wir ins Bett." Der Anton sah seine Flasche an, und erwiederte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf seyn in der Wirthschaft." Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sey. Also stand er auf und trank es aus. „Sonst verriecht es," dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegen einander.

I. S. 167.

S. 171.

Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meynte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht wie? „Soll ich denn gestern Abend haben Backensteinkäs herauf kommen lassen," dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sey, fühlte er auf einmal neben sich etwas Lebendiges und Warmes, und das Warme und Lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er, „Anton, Anton," mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton," schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden," erwiederte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hilfe! Es liegt einer neben mir." — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer," erwiederte der Bediente, und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. „Anton, Anton," rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab," und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung. „Meiner will mir die Nase aufschlitzen," schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus, schrie der Herr und komm mir zu Hülfe." — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser, als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die Beiden miteinander, daß keiner dem andern konnte zu Hülfe kommen, und

der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten und der Perpendickel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind mit dem Licht und dem Hauptschüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Rothen, lagen Beide miteinander ringend auf dem Boden, und schrieen Zeter Mordio um Hülfe. Da lächelte der Wirth in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rothe hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst, Anton," sagte der Herr. — „So, seyd nur Ihr es gewesen," erwiederte der Diener, und legten sich wieder ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

Der Herr Wunderlich.

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie erging es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger, Namens Wunderlich, einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus,

sagte der Bürger, bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach! beim rothen Löwen wieder links. Numero 428 ist mein Haus, Jakob Wunderlich." Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ists nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da," und repetirte für sich: Eisenladen, — links — rechts — links — Numero 428. Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen herein kommen, stieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere fing an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben, sagte er, und bei den Russen gewesen seyn, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, zwanzig Ellen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Pallisaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonet, jedes Hauptthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinander ziehen, wie ein Perspektiv für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Achtundvierzig-Pfünder. Jeder hat sieben Leben. Tödtet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder

Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Müsterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber verging Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtniß heraus verschwunden, und wen er fragte: „Guter Freund, wißt ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus," der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Thore Numero 1." Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916. Glücklicher Weise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt durch die Schulgasse und einige Schüler standen vor der Thüre. „Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammen weht." „Junger Herr," sagte er zu einem, wolltet ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiederte: „Guter Freund, ich bin noch nicht in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie (so hieß die Classe, worin er saß). Wenn ihr aber," sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis drin steht: Tunkus, Blemsum, Schalelei, Ikmak und Norma, der schlagts euch auf für zwei Schillinge." In der obern

Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister, ich habe vergessen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet ihr nicht so gut seyn und es mir aus Eurem Gribis Grabisbuch dort sagen.“ Der Schulherr aber schaute diese Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund,“ wollte er sagen: „das ist wohl wunderlich von euch, daß ihr meynt, ich könne euch aus meinen Büchern sagen, was euch im Kopf fehlt.“ Als er aber angefangen hatte: „Guter Freund, das ist wohl Wunderlich,“ fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig,“ sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Sapperment,“ sagte er, „das heiß ich ins Schwarze getroffen gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch, und entsetzte sich jetzt noch viel mehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder, und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Muthwillen.

List gegen List.

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode

abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm tausend Thaler baar, legten alles, was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nämliche wäre. „In vierzehn Tagen," sagten sie, „bringen wir euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang. Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euch euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todt drin liegen haben?" Also wollte er das Schächtelein in Beiseyn einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber guter Goldschmied," sagte der Aktuarius, wie seyd ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert." Nämlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches eben so aussah. „Goldschmied," sagte der Aktuarius, „hier ist guter Rath theuer. Ihr seyd ein unglücklicher Mann." Indem trat wohlgekleidet und ehrbar

ein Fremder zu Thüre herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einsechte Schnallen verkaufen, und sah den Spektakel. „Goldschmied," sagte er, als der Aktuarius fort war, euer Lebelang müßt ihr euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet euch an praktische Männer. Habt ihr das Herz, eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, euch ist zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt ist; ich schaff euch die Spitzbuben wieder ins Haus." — „Wer seyd ihr, um Vergebung," fragte der Goldschmied? — „Ich bin der Zundelfrieder," erwiederte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er sich anstellen, und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdieß an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne. Oder ob er an ein anderes Sprüchwort dachte, daß wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen), kurz der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte euch," sagte er, „betrügt mich nicht." „Verlaßt euch auf mich," sagte der Frieder, „und erschreckt

nicht allzusehr, wenn ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seyd!" „Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur?" Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch vier Dutzend silberne Löffel, sechs silberne Salzbüchslein, sechs goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „das geschah dir recht." Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl bei Amt an, und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichniß zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins Klare und verwilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied," dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun." Also verlauft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sey gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb," schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was

in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?" „Desto besser," sagte der Löb, so muß er uns auch unser Geld zurück geben, und hat gar nichts." Kurz die Betrüger gehen dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seyd so gut und gebt uns jetzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben euch ein wenig lange warten lassen." — „Liebe Herrn," erwiederte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihrs noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Löb erwiederte mit ruhiger Stimme: das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite seyn. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wirs euch in die Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unser voraus bezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber." — Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf eurer Seite seyn," nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nämlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldes werth, als nöthig war, den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für seinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von eurer Waare benöthigt bin," sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in

euern Laden und zu eurem Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

Hülfe in der Noth.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartirt, da schickte ihm wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrts.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drin, etwa beim dritten Schöpplein, oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbiren. „Ihr seyd wohl auch zum erstenmal hier, seit dem der Rosenwirth dies schöne Haus gebaut hat, weil ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für euern Kaputrock?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauschte mein Haus

noch nicht gegen dieses, wenn eins nicht wäre.“ — „Habt ihr noch namhafte Schulden darauf?“ — „Das nicht.“ — „Oder riecht der Abtritt?“ — „Das auch nicht.“ — „Oder habt ihr ein böses Weib im Haus?“ — „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes.“ Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe, in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache, und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen seyn. Nämlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus verleiden und feil machen wollte. Der Zirkelschmied sagte: „Wenn ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch keinem Roß das Einmal eins abgehört habt, so ist Rath, wenns euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn euch geholfen ist.“ Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herr Barbier,“ sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm eure Noth. Anfänglich wird er euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt ihr das Mittel (oder den Buckel voll Schläge,“ dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar

vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat euch zu mir geschickt?" — Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über den Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vierundzwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drin. Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf, und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, hab ich dich einmal ausgekundschaftet." Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helft mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst. Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will euch ein stinkendes Rauchpulver geben," sagte er, mit dem geht dem Geist auf den Leib, und schlagt ihn, ihr seyd ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor euch zur Erde fällt, nur nicht zu todt, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu todt schlägt. Hernach geht ihr eures Weges, damit der Geist auch unbeschrieen nach Hause kann.

Solchen Rath gab dem fremden Mann der Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin

sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegens ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war und den Wirth erblickte, erschrack er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen," und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen sollte, denn der Wirth war der nämliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht, wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wärs der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt," und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn gethan hatte. „Woher des Landes und wohin?" sagte er: „Herr Landsmann, nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund besser im Blei läge, so wollt ich glauben, Ihr seyd der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim." Dem Barbier ging der Angstschweiß aus. „Wenn euch mein krummes Maul irre macht," sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der Nämliche seyn. Zudem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen." Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und ihr seyd es doch," rief end-

lich der Wirth: „Freilich bin ich's," erwiederte der Barbier, ich habe euch nur ein wenig vexiren wollen, ob ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr," sagte er, das Mittel hat geholfen?" — „Gleich aufs erstemal," erwiederte der Wirth, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte ein gutes Mittagsessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, „daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wollen," da ging eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirths, und sagte er zu ihm: „Ei, steht euch keine von meinen an." Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere, in den Hof herausspringen. „Da sucht euch eine heraus, Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung." Aber der Wirth faßte kurzweg eine am Bein. „Die ist euer." Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspannen und den Herr Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. — Deßwegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken, und die Würste, weil sein Muthwillen ihm dazu verholfen hatte. „Sieh, Bärbel," sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt."

S. 182

Der Bock.

Einst im strengen Winter an einem Sonntag Abends fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntwein und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehen, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt euch etwas, guter Mann, oder seyd ihr sonst in den Schnee gefallen?“ — „Nein,“ stammelt der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt, und hat mich irre geführt und schlaftrunken gemacht, und wenn ich weiß, wo ich bin, — so weiß es — das Kind im Mutterleib,“ wollte er etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr seyd betrunken, guter Mann, und wenn ihr hier liegen bleibt, müßt ihr erfrieren.“ — „Wenn ich betrunken bin,“ fragte er, habt ihr mir den Rausch bezahlt, oder hab ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig?“ Als aber die Frau, so freundlich sie ist und seyn kann, ihm zuredete, vornen auf den Bock zu sitzen bis zum nächsten Ort. — „Bock sitzen?“ dachte er in seinem erschrecklichen Rausch, und fing auf einmal an, aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seyd die schwarze Katze, und habt euch in eine heidnische Prinzessin

verwandelt. Um Gottes willen verschont mich nur diesmal," denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh es zum Pech- und Schwefelbrünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. „In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken." Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einen warmen Kuhstall und ließen ihnen seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sey verhext und bezaubert gewesen, und hat seitdem keinen Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dieß Geschichtlein ist wahr, wenns auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen seyn, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Uechtland?

Gleiches mit Gleichem.

Der geistliche Herr von Trudenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da ging mit seinem Zwerchsack der Jud von Brassenheim vorbei. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu

meinem Roß einen guten Käufer weißt, zwanzig Dublonen ist es werth, so bekommst du" — „Na, was bekomm ich?" — „Einen Sack Haber." — Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nämlich sechs Dublonen mehr dafür bezahlte, als es werth war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn," dachte er, „wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel."

Das war nun zu nehmen wie man wollte. Der Jud nahm's aber für recht und billig. „Wart nur, Gallech," dachte er, „du kommst mir wieder."

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud von Brassenheim ging durch das Dorf. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen" — „Na, was bekomm ich, wenn ich euch einen guten Käufer schaffe?" — „Zwei große Thaler."

Jetzt ging der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles gut thut, nur so lange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann," und schloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Uebernamen: der Metzger Blut-

schen, und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sey, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen beide zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausstaffirt? In einem halbneuen brauntüchenen Rock, in langen, schön gestreiften Beinkleidern von Barchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Jud Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das rothe Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafterschnur gemessen. — „Na, wie jauker." — Zwanzig Dublonen. — Siebenzehn! — „Herr Adlerwirth," sagte der Jud, „macht neunzehn draus, ihr verkauft euch nicht." — „Die Ochsen sind brav," sagte der Blutscheu, „wenn ichs zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein Paar Dublonen mehr werth. Aber am Freitag hol ich sie für achtzehn," und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas drauf geben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das Ohr, und „wenn ihr für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben wolltet, sprach er dem Metzger zu, „so könnt ihr die Ochsen also gleich mitnehmen

I. S. 184.

S. 188.

für neunzehn. Ihr seyd ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt ihr ihm das Geld.“ Der Kauf war richtig, zwei große Thaler gingen auf die Hand. „Herr Adlerwirth,“ sagte der Jud, „ihr habt einen guten Handel gemacht.“

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags nach vier Wochen, oder nach sechs stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud ging durch das Dorf. „Nausel,“ rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirth. Ich habe mein Geld noch nicht.“ — „Na, wo wird er bleiben,“ sagte der Nausel. „Er wird warten, bis eine Dublone das doppelte gilt, alsdann bringt er euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas vorloren?“

Da ging dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das Artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehens selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er gethon hat,“ sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringern gegiben.“

Der Thalhauser Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," sagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nämlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Herrn Amtmann Raths erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut," sagte der Amtmann, „daß ihr da seyd, hier sind vier Oberamtsbefehle an euch, die könnt ihr nun selber mitnehmen." Als der Vogt in den rothen Löwen zurück gekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nämlich am fünften Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamer Weise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme, und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen." Nämlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15. drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem Obmann nicht minder sämmtlichen Schulkindern bei dem Thalhäuser Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche, und schob an dessen Stelle

den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmannshofen fing doch der Vogt an, die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfing, den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrthum seyn," sagte er zu sich selber, und ging in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergötzten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt ihr schon wieder," fuhr ihn der Amtmann an, „seht ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meyne — „Ein unruhiger Kopf seyd ihr," sagte der Amtmann, wie ers denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meynen — Gehorsam habt ihr zu leisten, was man euch befiehlt, und damit Punktum. Seyd ihr noch nicht genug gestraft worden?" Demnach so ging der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist Schade," sagte der Vogt zum Obmann, „da es so entsetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als sie vor den Thalhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseel allein im Felde stehen sahen. „Wir sind die ersten," sagte der Vogt

zum Obmann, „es ist noch niemand da.“ Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum Voraus auf nahe stehende Bäume, andere standen einstweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen, und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten,“ sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet.“ Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seyen, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollt noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deßwegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt euere Narren,“ sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst da gewesen sind.“ — Kurz, es kam eben Niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, ob schon lang niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sey, oder so, der wird geschlagen.

Wie den Hausfreund sein Schwager mit gleicher Münze bezahlt hat.

Es zog ein Bärenführer durch das Städtlein. „Schwager", sagte der Hausfreund, „wißt ihr auch, wie man in Polen die Bären fangt? Wenn der Polacke im Wald einen Baum findet, worin ein Immen wohnt und sein Hauswesen führt, so befestigt er oben an einem Ast eine Kette, und unten an der Kette eine schwere bleierne Kugel, die einen Hacken hat, also daß die Kugel gerade vor die Oeffnung oder Hausthüre des Immen hängt, doch können die Thierlein bequem ein- und ausfliegen, und es ist ihnen in so fern recht. Kommt aber der Bär und will bei dem Immen zu Mittag essen, nämlich den Honig stehlen, so ist ihm die Bleikugel im Weg, und sucht sie auf die Seite zu schieben, kann aber nicht, weil sie schwer ist und hängt, und ihm immer wieder in den Weg kommt. Zuletzt wird er ungeduldig und schnellt sie mit dem Rüssel durch einen kräftigen Schlag auf die Seite hinaus. Das versteht die Bleikugel unrecht, und gibt ihm, wenn sie vermöge ihrer natürlichen Bewegung zurückkommt, eine Ohrfeige, deß wird der Bär immer erboster, und schlägt sie mit immer kräftigern Schlägen auf die Seite hinaus, nicht mehr um des Honigs willen allein, sondern auch aus Rachsucht. Deß wird aber die Bleikugel auch erbost und gibt ihm immer kräftigere und schwerere Ohrfeigen, und der lächerliche Kampf der Dummheit und des Eigensinns mit der List des Menschen hört nicht eher

auf, als bis zuletzt der Bär von so vielen Gegenstößen betäubt und sinnlos zur Erde herabfällt. Hernach eilen die Polacken herbei und knebeln ihn. Hernach legen sie ihm Umschläge von gewürzhaften Kräutern um den Kopf, und geben ihm herzstärkende Sachen ein, daß er wieder zu sich kommt.

Der Schwager verzog keine Miene, sondern hörte andächtig zu. „Herr Bruder," sagte er, „wißt ihr aber auch, wie man in Polen die Bären tanzen lehrt? Man heizt eine Bad- oder Schwitzstube, die einen steinernen Boden hat, und von unten herauf erwärmt wird, dergestalt ein, daß der Boden brennend heiß wird. Hernach umwickelt man dem Bären die hintern Tatzen also, daß ihnen die Hitze nichts anhaben kann. Hernach führt man ihn in die Schwitzstube und fängt an zu trommeln. Fühlt nun der Bär an den vordern Tatzen, welche barfuß sind, die Hitze, so hebt er zuerst die eine Tatze auf, hernach die andere, endlich versucht ers mit beiden. Anfänglich wills nicht recht gehn, aber die Noth lehrt ihn und die Uebung macht denn dreister. Zuletzt lernt er gar ordentlich auf den zwei hintern Füßen stehn und nach dem Takt der Trommel tanzen, denn er muß sich unaufhörlich in der Bewegung erhalten, damit er nicht wieder mit den Vordertatzen auf den heißen Boden zurückfalle. Alsdann wann er ausgelernt hat, bringt ihn der Bärenführer nach Deutschland, der Bär geht auf allen Vieren wie gewöhnlich. Sobald aber sein Herr die Trommel schlägt, fällt ihm die Schwitzstube ein, und es brennt ihn in der Einbildung an die vordern Füße,

S. 192

so daß er sich augenblicklich aufrichtet, und nach dem Takt der Trommel, so lang er sie hört, seine Kunst beginnt. Ohne das wirds einer nicht leicht von selber thun. Also lehrt man in Polen die Bären tanzen." „Mir bindet ihr keinen an," sagte der Schwager.

Darauf erwiederte der Hausfreund: „Schwager, ihr seyd ein schlauer Gesell; wir zwei verstehen einander."

Von einem Manne, der den Teufel ums Geld zeigte.

In einem Städlein an der Enz — oder am Neckar, ich will die Wahl haben, wurde am Pfingstmontag Jahrmarkt gehalten. Die Leute liefen durcheinander, wie's auf Jahrmärkten zu geschehen pflegt, und begrüßten sich mit den Ellnbogen. Es waren auch manche darunter, die einkaufen wollten ohne Geld, weil sie keins hatten. Die Zigeuner heißens — erben, und wo's ins Große getrieben wird, nennt mans — erobern. Da gabs auch Vielerlei zu sehen und zu hören. Zum Beispiel, auf einem Leierkasten standen Adam und Eva in der ältesten deutschen Nationaltracht, nämlich fadennackt, und das Paradies tanzte mit ihnen herum, daß es eine Lust war. Den meisten Lärm machte aber ein närrischer Kerl mit einer Trommel, denn er paukte auf das Kalbfell los, daß den Leuten das Hören und Sehen verging. Dem geneigten Leser wirds nicht schwer seyn, sich einen Begriff davon zu machen, denn er hat in den letzten

zwanzig Jahren allerlei aus- und eintrommeln gehört, und freilich nicht immer seine Freude daran gehabt.

Nachdem der Trommler sich die geneigte und ungeneigte Aufmerksamkeit der Jahrmarksleute verschafft hatte, rief er aus: „Er habe den Teufel in einem Säcklein, und wer ihn sehen wolle, der solle Nachmittags, Punkt vier, im Wirthshaus zum silbernen Horn sich einfinden, oben in der Tanzstube, die Standespersonen könnten zahlen nach Belieben, und sofort.

Die Leute lachten, und meinten, der Trommler werde einen gemalten Teufel zum Vorschein bringen, oder sich selbst Hörner und Pferdefüße ansetzen, und eine Zunge von Scharlachtuch aus dem Maul hängen lassen, und dergleichen mehr. Als die Glocke vier schlug, da war die Tanzstube im silbernen Horn mit Menschen angefüllt. Der Trommler stellte sich auf einen hohen Tisch, wo ihn jedermann sehen konnte, und zog einen großen ledernen Beutel aus dem Rock und zeigte ihn und sagte:

„Dieser Beutel, den ihr hier seht, war wohl einmal voll, jetzt aber ist er ganz leer, und kein Heller darin, und das ist, wie ihr selbst eingestehen müßt, das ist der Teufel!"

Da entstand ein allgemeines Gelächter, und einer sagte wohl zum andern: „den Teufel könnt ich auch zeigen."

Das Bergweiblein.

Dem geneigten Leser ist ohne Zweifel die Stadt Baden, unweit Rastatt, wohl bekannt, und er hat sich vielleicht mehr als einmal dort die Zeit und das Geld vertrieben. In dieser Stadt nun trug sich im Sommer des Jahrs 1814 folgendes zu:

Auf einem der Felsen am Gernsbacher Wege ließ sich am hellen Tag ein Bergweiblein sehen. Von den Seefräulein hatte man sonst wohl gehört, die im Mummelsee wohnen, aber ein Bergweiblein war in dieser Gegend etwas Unerhörtes. Das Gerücht davon verbreitete sich augenblicklich durch die Stadt, und Jung und Alt strömte hinaus, und sah nach dem Felsen hinauf, wo das Ding saß. Es war gräulich von Farbe, wie alle Bergmännlein und Bergweiblein und hatte eine rothe Kappe auf dem Kopfe. Das Bergweiblein streichelte sich die Haare und wischte sich die Augen aus, und schien recht neugierig in die Welt zu schauen, als hätt es nie vorher Berg und Thal und Häuser und Menschen gesehen. Auf einmal fing es zu tanzen an, gleichsam um dem neugierigen Haufen ein Pröblein seiner Geschicklichkeit zu geben. Die Leute standen da, und wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. Dem Hausfreund wär es aber eben so gegangen, wenn er dabei gewesen wäre. Manchem wurde es sogar unheimlich, und Niemand wagte es, hinauf zu gehen und sich bei dem Bergweiblein des Nähern zu erkundigen, von wannen, wohin, und so weiter. Das dauerte ein

Paar Stunden, und der Gaffer wurden immer mehr, und ein jeder sagte seine Meinung, und wer keine hatte, zuckte die Achsel. Da sah man plötzlich zwei Männer auf den Felsen, wie aus den Wolken kommen; diese nahmen das Bergweiblein, mir nichts, dir nichts, beim Schopf, und gingen mit davon.

„Die bringens herunter," riefen mehrere, und alles rannte den Männern entgegen. Bald sah man sie aus dem Wald kommen, und der eine trug das Bergweiblein mit der rothen Kappe auf dem Arm. Endlich sah man, daß es — ein Affe war. Das närrische Thier war seinem Herrn aus dem Gasthaus entlaufen, und hatte sich in der Gegend umsehen wollen.

Merkts! Es gibt Leute, die einen Affen für ein Bergweiblein ansehen. Der Hausfreund hat sogar Affen gesehen, die von Manchen für Menschen gehalten wurden.

Bequeme Schifffahrt, wers dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe, ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte? Was muß ich geben?" Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Kumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das

I. S. 194.

S. 195.

Felleisen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch sonst nur." Der Handwerksbursche fing an zu rechnen: „Fünfzehn Kreuzer, — Sechs Kreuzer — Sechs von Fünfzehn bleibt Neun." Die neun Kreuzer dachte er, kann ich verdienen. „Wenns denn erlaubt ist," sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle, dacht er, wenn ich nicht laß bin." In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld für die Erlaubniß, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Wie der Zundelfrieder Soldat wird.

Seitdem im Jahr 1776 des Zundelheiners Kamerad, der dicke Zainenmacher genannt, vom Waidgesell Emerlin zu Britzingen auf der Buchmatte einen Schuß bekam, woran er elendiglich sterben mußte, hat der Zundelheiner eine solche Furcht vor allem Schießgewehr, daß er allemal am ganzen Leibe zitterte, wenn er einen Schuß hörte. Damit man ihm zu Ehren in keinem Orte schießen und einen unnöthigen Aufwand machen möchte, so beschloß er, seinen Namen Zundelheiner zu ändern, und unter dem angenommenen Namen Zundelfrieder inkognito in Deutschland herum zu reisen. Damals konnte ein ehrlicher Kerl, wie er, auch noch sein reichliches Aus-

kommen finden, da noch Geld unter den Leuten war. Ein damaliger Taglöhner würde nicht mit einem reichen Bauern jetziger Zeit getauscht haben. Es gab kein Dörflein, wo nicht einer oder der andere sich fand, mit welchem Zundelfrieder seine Wechselgeschäfte mit Profit treiben konnte. Hat er doch in Kirchhofen in einer Stunde 800 fl. profitirt. Als aber die Franzosen Anno 1796 Deutschland überschwemmten, da wars nicht anders, als wenn aller Segen auf einmal von der deutschen Erde verschwunden wäre. Wo der Zundelfrieder hin kam, war schon geerndet und er klagte oft: „unser Handwerk ist gar zu übersetzt, daß ein ehrlicher Kerl, wie unser einer ist, nichts mehr erwerben kann. Nur hie und da fand sich noch etwas auf einem ungewischten Banke, das er zur Fristung seines Lebens mitgehen hieß. Deßwegen war er nie ein Franzosenfreund, sah sie für seine Broddiebe an, und wünschte nichts mehr, als daß ihnen die langen Finger gestutzt werden möchte. Endlich sah er seinen Wunsch erfüllt, und die Franzosen wurden vom deutschen Boden vertrieben. Im Taumel der Freude ließ sich sogar der Zundelfrieder bei aller seiner Scheu vor Schießgewehren unter ein preußisches Infanterieregiment anwerben und zog mit diesem über den Rhein. Meine Leser denken vielleicht, er werde übel gewirthschaftet, und, wo er hinkam, aufgeräumt haben. Fehlgeschossen. „Man muß ihnen zeigen," sagte Zundelfrieder, „daß der Deutsche Ehr im Leib hat." Das Rauben und Plündern hielt er unter seiner Würde. Aber wüthend stürzte

er sich in das Gewühl der Schlachten und zeichnete sich durch seine Tapferkeit aus. Bei Brienne erhielt er eine Blessur am Fuße, wodurch er zum Felddienst untauglich wurde. Zur Belohnung seiner Tapferkeit wurde er nachher beim Verpflegungswesen angestellt. Hier war er recht in seinem Element. Anfänglich, ehe er sich in den Gang der neuen Geschäfte einstudirt hatte, wollte es nicht recht gehen, und er blieb gegen seine Collegen zurück. Bald aber kam er ihnen gleich, und erwarb sich in kurzer Zeit eine schöne Summe. Glaubt etwa jemand, er habe betrogen, so können wir ihn versichern, daß er es nicht that; denn man hörte ihn gar oft selber sagen: „wer nicht weiß, was ehrlich seyn ist, der darf nur, wie ich, beim Verpflegswesen angestellt werden, da lernt man es.“ So hat der Zundelfrieder gesagt.

Die Selbstüberwindung.

Während die gute Marei daheim mit Augen voll Thränen und mit der ängstlichen Sorge im Herzen: „was werden wir essen, was werden wir trinken und womit wollen wir uns kleiden?“ ihre sechs armen Kinder ansieht und nachher den Abendsegen betet, um ihr schweres Herz zu erleichtern, sitzt Martin, ihr Mann, im Wirthshause unter lustigen Gesellen und trinkt am fünften Schöpplein; aber es war nicht das letzte. Herr Adlerwirth, sagte er, noch eines, ehe man das Lumpenglöcklein läutet. Das

sechste Schöpplein fand seinen Weg besser, als Martin den seinigen nach Hause; denn er rannte bald an einen Wagen, bald lief er in einen Pflug, oder in eine Egge, die nach der Brassenheimer Policei-Ordnung den Betrunkenen zum Tort auf beiden Seiten der Straße standen. Doch endlich glückte es ihm, nach langem Laviren sein Haus zu finden. Seine Frau hörte ihn wohl zur Thür hereinpoltern, aber sie war so vernünftig, daß sie immer stille schwieg, wenn ihr Mann einen Rausch hatte; desto mehr drang sie mit Flehen und Ermahnen in ihn, wenn er nüchtern war. Aber bei allem Versprechen der Besserung bleib Martin doch immer, wie er war, ja es wurde noch täglich ärger mit ihm. Als sich die arme Frau nicht mehr zu helfen wußte, suchte sie Rath und Trost bei ihrem Pfarrer, und schilderte diesem unter Vergießung bitterer Thränen ihre Noth und den Leichtsinn ihres Mannes. Martin mußte im Pfarrhause sich stellen, und sein Gewissen sagte ihm zum voraus die Lection, die er daselbst erhalten würde. Mit Liebe und Ernst redete ihm der wackere Pfarrer ans Herz, und der gerührte Martin verspricht, sich von nun an ganz zu ändern, „aber, Herr Pfarrer, setzt er hinzu, muthen Sie mirs nicht zu, daß ich das Wirthshaus ganz meiden soll. Wenn ich an ein Haus komme, an dem ein Schild hängt, so ist es mir platterdings unmöglich, ohne anzukehren, vorüber zu gehen.“ „Das meynt ihr nur so,“ sagte der Pfarrer. „Der Mensch kann gar Vieles, wenn er nur ernstlich will. Wenn ihr nur so viel über

S. 199.

S. 202.

euch gewinnt, daß ihr das erstemal vorüber gehet, so wirds euch das zweitemal schon leichter werden.“ „Ich wills probiren,“ sagte Martin, „aber, aber“ — ob das Mißtrauen Martins, das er durch sein Aber gegen sich selbst an den Tag legte, gegründet war, oder nicht, weiß der geneigte Leser nicht; aber der Hausfreund weiß es und kann versichern, daß Martin am nämlichen Abend am Adlerwirthshaus, so sehr es auch ihn hineinzog, glücklich vorbei kam, gestärkt und ermuntert durch die Ermahnung des Pfarrers. Schon war er vierzig Schritte weit vom Wirthshause entfernt, als er voll Verwunderung über seine Stärke, womit er seinen Hang besiegt hatte, stehen blieb, und zu sich selbst sagte: „Saketlot, Martin, du hast dich brav gehalten und dafür wohl ein Schöpplein verdient. Der Pfarrer selber, wenn er dich gesehen hätte, würde dir Recht geben.“ So kehrte er um und trank im Adler zu seiner Belohnung ein Schöpplein, und je länger er nachdachte, welche große Selbstüberwindung er geübt habe, desto mehr Belohnung glaubte er verdient zu haben. Er leerte noch sieben Schöpplein aus. Der Adlerwirth hat ihn recht darüber gelobt, aber der Pfarrer hat ihn nicht gelobt. Merke, mancher bringt es nicht einmal so weit am Wirthshaus vorbei, als Martin, und dieser hats doch nicht weit gebracht.

Das glücklich gerettete französische Wörterbuch.

Es ist doch gut, wenn man in der Jugend lernt, so viel man kann. Braucht mans einmal nicht, so trägt man doch nicht schwer daran; aber es kann die Zeit kommen, wo man eine alte verlegene Waare, die man in der Jugend im Gehirnkasten niedergelegt hat, noch gar wohl an den Mann bringen kann. Dieß erfuhr Herr Dampf, Neunerherr in einem Städtlein in Schwaben im Jahr 1796, als die Franzosen unaufhaltsam vordrangen und den 9. Juli bei Rothensol sich einen Weg über das Gebirge geöffnet hatten. Schon näherten sich die französischen Vortruppen dem Städtlein, und mit banger Furcht erwartete jedermann die unwillkommenen Gäste. Was das schlimmste war, so wußte man niemand im Städtlein, der französisch reden konnte. Zum Glück fand sich unter den Neunerherren Herr Dampf, der im Jahr 1760 zu Vivis in der wälschen Schweiz ein halbes Jahr lang als Stößer in einer Apotheke gearbeitet, und wie er selber sagte, in dieser kurzen Zeit so geläufig französisch sprechen gelernt hat, wie eine Atzel. Bei seiner Rückkunft in seine Vaterstadt wurde er bald vorgezogen und schwang sich in wenigen Jahren zu dem ehrenvollen Posten eines Neunerherrn empor. Dieser Herr Dampf erbot sich, an der Spitze einer Deputation den anrückenden Franzosen entgegen zu gehen, um für das Städtlein Schonung zu erflehen. Natürlich hatte er in 36 Jahren

seine Fertigkeit in der französischen Sprache so ziemlich verloren, doch wußte er noch viele Dinge französisch zu nennen z. B. Tisch, Lichtputze u. s. w., aber das wichtigste hatte er vergessen, wie wir bald hören werden. Jeder Neunerherr trug zum Unterschied von andern gewöhnlichen Menschen eine stattliche weißgepuderte Zopfperücke, einen zimmetfarbenen Rock, eine grüne Weste, rothe Hosen, Kappenstiefel und einen Sporn. In diesem Aufzuge ging Herr Dampf vor das Städtlein den Franzosen entgegen, und hatte mit Hilfe des Wörterbuchs sich auf eine gar feine Anrede gerüstet. Um auf alles gehörig Bescheid geben zu können und nicht stecken zu bleiben, nahm er das Wörterbuch unter den Arm. Furchtsam wichen die Deputirten, als sie von Ferne die Franzosen kommen sahen, in das Städtlein zurück; aber Herr Dampf blieb muthig stehen und wiederholte immer die Anrede, womit er die Kommenden empfangen wollte. Beim ersten Anblick dieses Mannes stutzten die französischen Volontairs, die zuerst kamen, und hielten ihn für den zweiten Bileam, der gekommen wäre, ihnen zu fluchen, und freuten sich, bei dieser Gelegenheit einen Esel reden zu hören. Mit Anstand und Würde fing nun Herr Dampf an, sie auf französisch zu bewillkommen und ihnen zu sagen, daß er einer der ersten Bürger des Städtleins und Neunerherr seye. Gleich machten die Franzosen den Schluß: wer so vornehm ist, muß auch viel Geld haben, und durchsuchten, ohne auf die schöne Anrede zu hören, die rothen Hosen und die grüne Weste, und eigneten

sich das darin befindliche Geld zu. Auch die Kappenstiefel fielen ihnen in die Augen. Sie setzten den guten Herrn Dampf ohne weiters auf den Boden, um ihm die Stiefel auszuziehen. Er wollte ihnen sagen, daß seine Amtsehre das Ausziehen der Stiefel, die ein Hauptstück der Neunerherren-Uniform wären, nicht erlaubte, und hoffte sie dadurch von ihrem verwegenen Unternehmen abzuhalten. Zum Unglück wußte er nicht, wie die Stiefel auf französisch heißen; deßwegen suchte er ängstlich im Wörterbuche das Wort Stiefel auf, aber ehe er es finden konnte, waren seine Stiefel von den Füßen weg. Der geneigte Leser denke sich, wie der auf dem Boden sitzende Neunerherr im Wörterbuche blättert und sich ärgert, daß die zwei Franzosen weit geschwinder seine Stiefel erwischten, als er die französische Benennung dazu fand, und wie die übrigen noch obendrein ihn belachen und meynen, es müsse bei dem Manne im obern Stüblein nicht ganz richtig seyn. Endlich fand der Mann das fatale Wörtlein, aber zu spät, und er mußte sichs gefallen lassen, seiner Baarschaft und seiner Stiefel beraubt, in den bloßen Strümpfen den Rückweg nach Hause zu nehmen. Von ferne schon schreit ihm seine Frau entgegen: „ach, daß Gott erbarm, lieber Mann, was ist dir begegnet! das thut man einem Neunerherrn!" „Danke du Gott," erwiederte Herr Dampf mit einem stolzen Selbstgefühl, „daß du einen Mann hast, der in seiner Jugend auch etwas gelernt hat! Hätte ich nicht französisch mit ihnen reden können, es wäre weit schlimmer ge-

gangen. Mein Geld gab ich ihnen gerne, um ihnen einen guten Willen zu machen, und die Stiefel hätten sie mir gewiß nicht genommen, wenn mir nur das verdammte Wort Stiefel auf französisch gleich eingefallen wäre. Alles und auch meinen Sporn ließen sie mir, und das Wichtigste, was ich bei mir hatte, das Wörterbuch, habe ich doch glücklich gerettet, weil ich," setzte er schmunzelnd hinzu, „fertig mit ihnen parliren konnte."

Wie man mit Gelegenheit fahren kann.

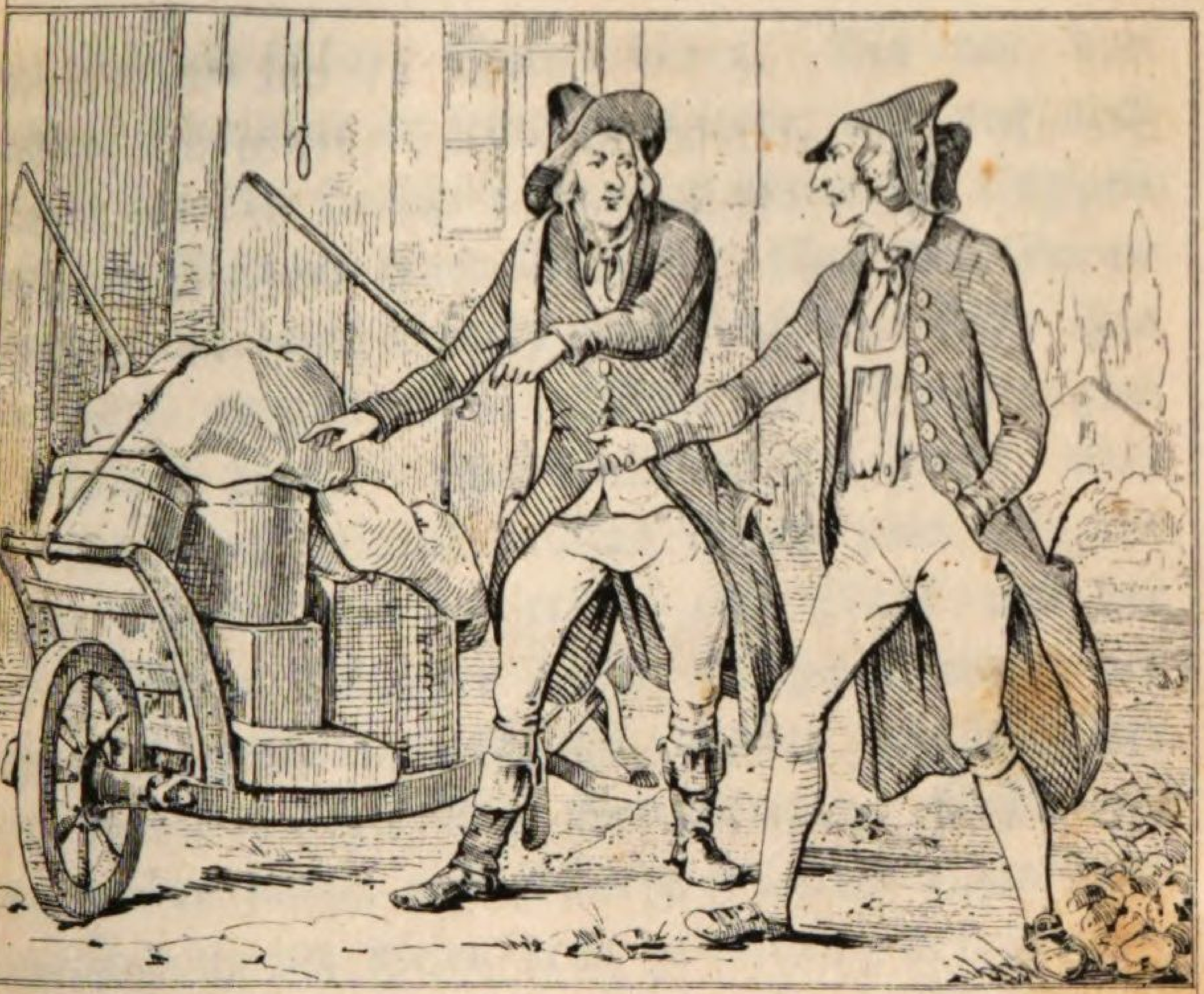
An einem Montag Nachmittag saß zu Bühl im Engel der alte Nadeljockel bei einem Schoppen Wein. Er besuchte oft den Bühler Markt, und alle Mägdlein kauften ihre Nähnadeln bei ihm und ihre Fingerhüte, denn er war gar lustig und machte gern ein Späßlein mit ihnen. Ein Mann, der neben ihm am Tisch saß, sagte halb vor sich, halb zum Nadler, wenn ich eine gute Gelegenheit wüßte, nach Sandweiher oder Rastatt zu fahren, so sollte mir's auf ein Trinkgeld nicht ankommen. „Wenn ihr eine Halbe zahlt, so könnt ihr mit mir fahren," anwortete der alte Jakob. Der Mann war's zufrieden, und als die Halbe getrunken war, machten sie sich auf den Weg. Wo ist euer Fuhrwerk, fragte der Mann, indem sie aus der Thüre gingen. Da, sagte der Alte, und zeigte auf seinen ziemlich schwer beladenen Schubkarren. Ihr fahrt jetzt eine halbe Stunde,

und dann ich eine halbe Stunde, und so wechseln wir ab. Der Fremde hätte gern zürnen und schelten mögen, aber er schämte sich, denn die Wirthsleute sahen aus dem Fenster, und lachten, und zuletzt lachte er mit, aber für das Mitfahren bedankte er sich.

Der abgebrochene Zopf.

Als vor zehn Jahren auf einmal den Zöpfen der Krieg angekündigt wurde und fast Jedermann, der einen Zopf trug, denselben abschneiden ließ, gab es doch noch Manche, die es nicht über sich gewinnen konnten, der Mode zu huldigen und sich von einem alten Gefährten zu trennen. Der Barbier zu Segringen, dessen Zopf sich bis auf die Hüfte hinabschlängelte und auf dem abgeschossenen grünen Rock einen schwarzen Spiegel bildete, bestand darauf, seinen Zopf mit sich ins Grab zu nehmen. Umsonst suchte sein Gevattermann, der Löwenwirth zu Windsheim, ihn zu bewegen, seinen Zopf wegzuthun. Er wollte nichts davon hören, und seine Frau bestärkte ihn in seiner Meynung, indem sie sagte, durch das Wegthun des Zopfes würde sein Aussehen völlig geschändet werden. Eigentlich aber that sie es nur, um bei einem Handgemenge mit ihrem Manne, dergleichen es je und je gab, eine sichere Habung zu behalten; denn wenn sie einmal den Zopf um ihre Hand gewickelt hatte, so mußte der Mann die Flagge strei-

I. S. 203.



S. 205.

chen und um schönes Wetter bitten. Bis vor drei Jahren behauptete er seine Zopfzierde, und nur noch er und der alte Hatschier Gaucher waren die einzigen bezopften Männer jener Gegend. Aber der Gevattermann, ein loser Vogel, sann auf eine List, ihm den Zopf wegzubringen. Wenn der Barbier zum Löwenwirth kam, so wurde allemal der Fuchs, oder der Schimmel gesattelt. Das waren zwei steinerne Krüge, von welchen der erstere eine Maas und der andere sieben Schoppen hielt. Dießmal wurde der Schimmel gesattelt und mit 1802er gefüllt. Der Löwenwirth bringts dem Gevattermann fleißig zu, nimmt aber immer nur kleine Schlücklein gegen seine Gewohnheit, um diesen recht zu decken, der in gierigen Zügen trank, bis zuerst vor seinen Augen ein Nebel entstand, und er zuletzt fast nichts mehr sah. Der Krug war leer, aber der Gevattermann voll, und da pflegte er denn immer einige Stunden lang den schweren Kopf auf den Tisch zu legen und zu schlafen. Diesen Zeitpunkt wollte der Löwenwirth benutzen, den Zopf wegzuschneiden, und schon hatte er die Scheere angesetzt; aber der Gedanke hielt ihn zurück, der Gevattermann möchte doch gar zu böse werden, wenn er ihm diesen Possen spielte. Daher gibt er seinem Knecht die Scheere mit dem Auftrage, den Zopf gut wegzuputzen. Bald bringt der Knecht den ganz nahe am Kopfe weggeschnittenen Zopf, und der Löwenwirth befürchtet nicht ohne Grund großen Verdruß davon, da er wahrnahm, wie geschändet der Gevattermann aussahe, dessen Haare einem Schwal=

benschwanz glichen; denn auf beiden Seiten waren die Haare lang und in der Mitte ganz kurz. Doch tröstete er sich damit, daß er dem Gevattermann auf jede Art es betheuern konnte, daß er den Zopf nicht abgeschnitten habe. Um glimpflicher sich aus dem Handel zu ziehen, heftete er mit einer Glufe den Zopf am Rock und Hemdkragen zugleich an. Bei anbrechender Nacht wachte der Barbier auf und nimmt noch ein Glas Kirschenwasser auf den Heimweg. Beim Ausziehen des Rockes fällt der Zopf auf den Boden, und der Verdacht fällt auf den Löwenwirth. Vor Wuth und Aerger thut der Barbier kein Auge zu, und gleich am folgenden frühen Morgen eilt er mit dem Zopf in der Hand nach Windsheim, um seinem Gevattermann auf ewig alle Freundschaft aufzukündigen und ihm zu sagen, daß er ihn verklagen werde. Mir ists bange um den Löwenwirth; doch er wußte sich gut zu helfen. Er betheuerte bei allen Heiligen, daß er ihm den Zopf nicht abgeschnitten habe, und nahm nun diesen in nähern Augenschein. Mit kuriosem Gesicht und schelmischem Lächeln betrachtete er ihn und, „o du Eselskopf,“ sprach er, „siehst du denn nicht, daß dein Zopf nicht abgeschnitten, sondern abgebrochen ist! Ohne Zweifel bist du gestern auf dem Heimwege öfters hingesackt und einmal unglücklicher Weise auf den Zopf gefallen, daß er abgeschnellt ist. Wäre er abgeschnitten, so müßte man auch den Schnitt wahrnehmen und die Haare würden nicht so ungleich, das eine lang, das andere kurz seyn, wie du es an

deinem verunglückten Zopfe siehst.“ Du kannst Recht haben, Gevattermann, sagte der Barbier. Am hohen Buck bin ich gestern, ob ich gleich, wie du weißt, nicht zu viel im Kopf gehabt habe, in die Hohlgasse hinab gestürzt, und es hat mir hinten, wo der Zopf steht, gleich wehe gethan. Sags nur niemand, und um Gottes willen nur meiner Frau nicht. Der Löwenwirth sagte Niemand etwas davon. Mir hat ers im Vertrauen geoffenbaret, als er mir den gesattelten Schimmel vorgeritten hat.

Das bewährte Hausmittel.

Ein Mann hatte eine Frau, deren Zunge eben keines Schleifsteins bedurfte, weil sie immer sehr scharf war. Stundenlang mußte oft der Mann ihre Predigt anhören, ohne auch nur ein einzigesmal zum Sprechen kommen zu können. Eines Tages empfing sie ihren Mann, der etwas später, als ihm erlaubt war, nach Hause kam, mit allen möglichen Scheltworten, die auch den sanftesten Mann in den Harnisch jagen konnten. Lange schwieg der Mann, aber weil die Frau fortfuhr mit ihrem Schimpfen und immer wieder vornen anfing, wenn sie das Register von Scheltwörtern hergeschnurrt hatte, so brach endlich der Geduldsfaden beim Manne. „Höre jetzt auf, Weib,“ sprach er, „oder ich vergreife mich an Dir!“ „Du dich an mir vergreifen?“ schrie die Xantippe und stützte beide Arme in die Seite. „Vergreif dich, du . . ., an mir, wenn du das Herz hast!“ Ein

kräftiger Stoß war die Antwort des Mannes, und ohnmächtig stürzte sie zu Boden. Bestürzt springt der Mann nach dem Essigkruge und suchte durch das Anstreichen sie wieder zu sich zu bringen. Sie schlägt die Augen auf, aber sie stellt sich, als könne sie nicht mehr reden, und so schwer es ihr auch wurde, zu schweigen, so besiegte sie doch diesmal ihren Hang und ließ kein lautes Wörtlein von sich hören, um die Verlegenheit des armen Mannes recht groß zu machen. Sie aß und trank und ließ sich vom Manne gut aufwarten, aber ihre Sprache wollte nicht kommen. Vergeblich war die Hülfe des Arztes, und alle Mittel blieben ohne Wirkung. Ein altes Weib, das in der Gegend für eine große Doktorin galt und Manchen schon für immer von allen Plagen der Krankheit befreit hatte, wurde nun ebenfalls um Rath gefragt, wie die Sprachlosigkeit der Frau gehoben werden könnte. Die Alte rieth schwarzes Kirschenwasser täglich dreimal ein Trinkglas voll, ein Mittel, wovon sie aus eigener Erfahrung wußte, daß es die Zunge sehr geläufig mache; allein die Patientin ließ sich dieses Mittel drei Tage lang wohl behagen, ohne daß das Band ihrer Zunge dadurch gelöst wurde. Ein Nachbar, der die Frau gut kannte, hatte Mitleiden mit dem betrogenen Manne. „Höre,“ sagte er zu diesem, „du dauerst mich in der Seele, daß du mit deiner Frau so übel daran bist; aber wenn es dir so darum zu thun ist, daß ihre Zunge wieder ihre vorige Beweglichkeit bekomme, so ist nicht schwarzes Kirschenwasser, sondern schwarzes Kirschenholz,

I. S. 209.

S. 210.

etwa einen Finger dick und drei Schuhe lang, das sicherste Mittel. Mit diesem Kirschenholz, wenn es vorher gut mit Gänsschmalz eingeschmiert worden ist, mache frühe nüchtern deiner Frau ein Andreaskreuz auf den bloßen Rücken, daß man es deutlich sehen kann. Hilfts das erstemal nicht, so wiederhole es, es hilft gewiß." Am folgenden Morgen kommt nun der bekümmerte Mann vor das Bette seiner sprachlosen Frau mit dem angerathenen Heilmittel in der Hand. „Liebe Frau," sagte er, „du weißt, wie viel es mich schon gekostet hat, dir wieder zu deiner Sprache zu verhelfen. Gestern ist mir nun dieses schwarze Kirschenholz angerathen worden, daß ich dir ein Andreaskreuz auf den Rücken damit machen soll. Das helfe gewiß, sagte man mir. Ich kanns ja wohl probiren, das Holz kostete mich ja nichts und ich habe es, um sicher zu gehen, von unserm schwarzen Kirschbaume abgeschnitten. Komme her, lieber Schatz, ich will doch die Probe damit machen; hilfts nichts, so schadet es doch auch nichts. Gutwillig bot zwar die Frau ihren Rücken nicht dar, aber der gute Mann meinte, man könne ja wohl in einer Sache, die seiner Frau zum Besten diente, etwas Zwang gebrauchen, und so zog er sie denn trotz ihres Sträubens übers Bette und setzte ihr den ersten Balken des Kreuzes auf den Rücken. Ehe er den zweiten darüber legen konnte, schrie schon die Frau: „du Weibermörder, du Schinder u. s. w." Hoch erfreut wirft der Mann das Kirschenholz weg, dankte dem Him-

mel und sagte: „gute Hausmittel sind doch nicht zu verachten!“

Wohl gut, denkt vielleicht hie und da ein Leidensbruder, aber er wüßte doch lieber ein Hausmittel zu erfahren, wodurch das scharfe und geläufige Zünglein zum Stillstand gebracht werden könnte. Der Hausfreund weiß keines der Art, und rathet, in Geduld auszuhalten, bis Freund Hain das Beste dabei thut.

Die hohle Eiche.

Ein gewisser Forstschreiber hatte ein so kurzes Gesicht, daß er die Gegenstände nicht unterscheiden konnte, wenn sie ihm nicht ganz nahe vor das Auge gebracht wurden. Dieser ging eines Tages mit dem Forstmeister und dem Förster in den Wald, wo Holländerstämme ausgesucht und angeschlagen werden sollten. Schon hatten der Forstmeister und der Förster manchen schönen Stamm ausgezeichnet, die der Forstschreiber nicht bemerkt hatte. Dieser wollte doch nun auch zeigen, daß er nicht umsonst mitgegangen seye. „Das ist,“ sprach er, „doch eine der schönsten Eichen im ganzen Walde und zwischen Brüdern 7 bis 8 Louisd'ors werth, wenn sie nicht hohl ist.“ Der vor ihm stehende Förster sah umher, was für eine Eiche der Forstschreiber wohl meinte, aber in dem nämlichen Augenblick bekam er unvermuthet einen so gewaltigen Stoß in die Rippen, daß ihm der Athem bei einer

Minute lang zurückblieb. Doch als er wieder zu Athem kam, begrüßte er den Forstschreiber mit allen ersinnlichen Flüchen, die je aus eines Försters Munde gegangen waren. Der liebe Leser wird's vielleicht schon merken, warum über den armen Forstschreiber ein so fürchterliches Donner- und Hagelwetter ausbrach. Dieser sah nämlich den Förster für einen Eichenstamm an und wollte durch den Stoß mit seinem Stocke probiren, ob er hohl seye, oder nicht. Aus den Flüchen merkte er, daß er sich in der Schätzung des Werthes der Eiche sehr geirrt habe.

Die schnelle Luftreise.

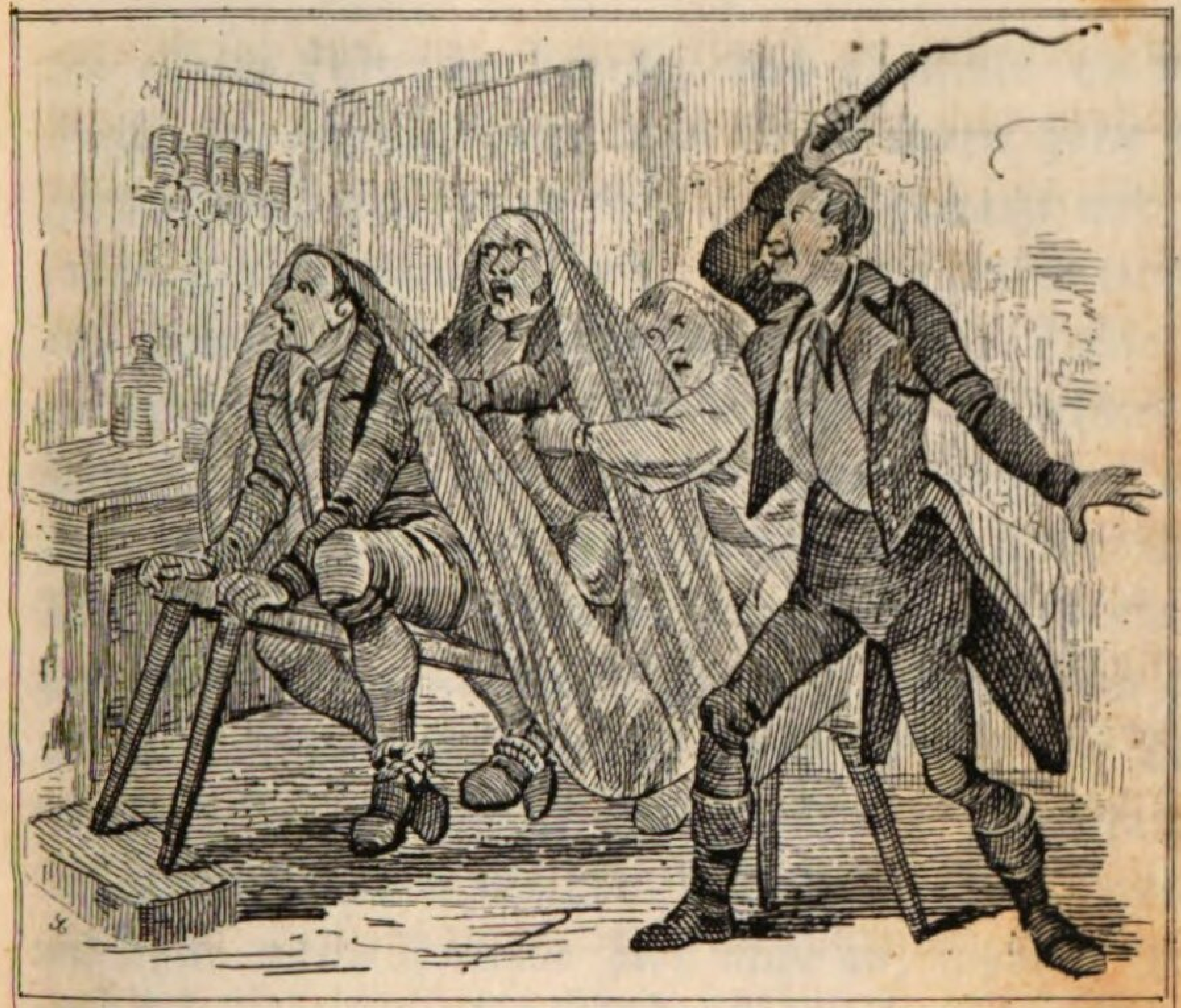
In einem Wirthshause im Wiesenthal saßen drei Zechbrüder den ganzen Nachmittag beisammen und ließen eine Maas nach der andern vom besten 1802er kommen. Der Hausfreund kann es nicht loben, wenn man einen so köstlichen Labetrunk im Uebermaß genießt, der nur als eine stärkende Lebens-Essenz genossen werden sollte. Man muß sogar Respekt vor einem Fäßlein haben, in welchem 1802er gelegen ist. Der Hausfreund hat auch so eines und riecht zu Zeiten zum Spundloch hinein, wenn er sich an die alten seligen Zeiten erinnern will. Je mehr diese drei Gesellen vom edeln Gewächs tranken, desto lauter und gesprächiger wurden sie, und wenn der Geist des Weins in den Kopf steigt, so erzählt man auch gerne von Geistern und Gespenstern. So erzählten sie denn

einander allerlei gräuliche Gespenster- und Herengeschichten, und einer darunter verschwor sich mit Leib und Seele, daß er seines Nachbars Frau mehr als einmal auf der Ofengabel zum Kamin hinausfahren und durch die Luft reiten gesehen habe. Am hintern Tische saß ein unbekannter Mann (es war, wie man nachher erfuhr, der Zirkelschmied), der ein Gläslein Schnaps trank, weil seine Baarschaft für ein Schöpplein nicht hinreichte. Als dieser die drei Kameraden so reden hörte, dachte er: „das sind dumme abergläubische Gesellen, die muß man gescheid machen, und wenn ich es thue, so können sie mir dafür wohl die Gurgel schwenken." Sein Plan war bald gemacht. Abends sieben Uhr rief er laut: „Herr Wirth, was bin ich schuldig? Ich muß mich beeilen, denn in einer Stunde will ich in Straßburg seyn, um da die Illumination des Münsters zu sehen, die dießmal sehr prächtig ausfallen wird." Wer lachte lauter, als die drei Zechbrüder am vordersten Tische! Aber nur Geduld, das Lachen wird ihnen schon vergehen. „Er will nach Straßburg? Wo ist sein Roß, kann es fliegen und in einer Stunde 25 Stunden machen?" „Ha, ha, ha! nach Straßburg in einer Stunde?" „Ja, das will ich, hol mich dieser und der," erwiederte der Zirkelschmied, „und zwar ohne Pferd. Bin ich nicht heute erst in Straßburg gewesen und habe ich nicht dort zu Mittag gegessen? Wie könnte ich es sonst wissen, daß heute Abend das Münster illuminirt wird?" „Aber, guter Freund, wie macht ers denn, wenn er kein Rößlein hat und

doch so geschwind fortkommen will?" fragte einer von den dreien. „Ich habs euch ja schon gesagt," antwortete der Zirkelschmied, daß ich keine Pferde dazu brauche. In einem Stuhl, oder Sessel, oder auch auf einem Brette fahre ich durch die Lüfte geschwinder, als der schnellste Vogel, und wenn ihr euch davon überzeugen wollt, so fahret mit. In einer Stunde führe ich euch auf diesem langen Stuhl des Wirths nach Straßburg, und wenn wir die Illumination gesehen haben, so sind wir in einer Stunde wieder hier. Ihr dürft gar nichts befürchten und soll es euch weiters nichts kosten. Eine Maas Wein wird euch nicht aus Herz gewachsen seyn, weil ich euch doch bei dieser Luftreise anführen muß, bis ihr selbst es lernt, wie man fahren soll. So bequem und so wohlfeil kommt gewiß keiner nach Straßburg, um die Illumination zu sehen, als ich euch dahin bringen werde, und es ist der Mühe werth, so etwas zu sehen." So sprach der lose Vogel, und sahe dabei so ehrlich aus, daß einer von den dreien zu ihm sagte: „fast hätte ich Lust, die Reise mit ihm zu machen, aber ich mag mich doch dafür dem Teufel nicht verschreiben." „Wer hat euch denn dieses in den Kopf gesetzt, daß ihr euch dem Teufel verschreiben müßtet, wenn ihr die Reise mit mir machtet?" antwortete der Zirkelschmied; „auch ich bin frei und der Teufel hat keine Macht über mich, sondern ich über ihn und er muß sich fügen nach meinem Willen. „So gehen wir alle drei mit, wenn es keine Gefahr für uns hat," schreien alle drei: „Allon Herr Wirth, noch eine

Maas her auf die Reise, wir gehen jetzt zur Nillumination nach Straßburg!" „Aber noch eines, gute Freunde," setzte der Zirkelschmied hinzu," wärs nicht besser, wir äßen vorher auch noch etwas zu Nacht? In der Luft wird man gar hungrig und das Essen in Straßburg ist gar theuer. Nach unserm Geld hat mich heute das Mittagsessen daselbst über 2 fl. gekostet und ich hatte doch nur einen Schoppen Wein." So aßen sie denn auch noch eine Platte voll Bratwürste zu Nacht, keiner ließ es sich besser schmecken, als der Zirkelschmied, der den ganzen Tag nichts Warmes gegessen hatte. Nach dem Essen wurde nun die nöthige Anstalt zur Abfahrt gemacht, der lange Stuhl des Wirths in Bereitschaft gestellt und der Kreuzstock des Fensters, durch welches der Ausflug geschehen sollte, weggethan, damit nicht etwa einer den Kopf anstoßen möchte. Der Zirkelschmied fing nun an, etwas einer Beschwörungsformel ähnliches herzumurmeln, ermahnte die Mitreisenden, noch ein andächtiges Vaterunser zu beten, daß der Teufel sie nicht verhindern könnte; besonders schärfte er es ihnen ein, daß ja keiner ein Wort, oder Laut sollte von sich hören lassen, weil sonst seine Beschwörung alle Kraft verlieren und die Luftreise dadurch ganz vereitelt werden würde. Nun setzen sie sich auf den langen Stuhl, und die Fahrt beginnt, und schon gehts zum Fenster hinaus! O nein! so weit ists noch nicht gekommen. Vorher werden sie, damit sie nicht, wenn sie etwa den Schwindel bekämen, herabfallen möchten, unten an den Füßen zusammengebunden und Jeder

I. S. 215.



S. 221.

mit einem Leintuche bedeckt, das ebenfalls an dem Stuhl gut befestigt war, und hinter ihnen hatte der Zirkelschmied sich seinen Sitz zurecht gemacht und er saß im Freien, einmal, weil er die Fahrt lenken mußte, und dann, weil er schon an dergleichen Luftreisen gewöhnt und bei ihm kein Schwindel zu befürchten war. Alles wird nun aus der Stube entfernt, das Licht ausgelöscht und es herrscht eine Todesstille. Aber auf einmal murmelt der Zirkelschmied etwas her, springt von seinem Sitze auf, und es kam seinen drei Gefährten vor, als kämpfe er mit dem Teufel, weil sie ihn öfters rufen hörten: „im Namen der sieben höchsten Geister befehle ich dir, weiche und taste meine Freunde hier nicht an, sondern thue, was ich dir auftrage." Während dem hatte der schlaue Gesell den in Bereitschaft gehaltenen Farrenschwanz zur Hand genommen, setzte sich auf seinen Sitz und fing fürchterlich an zu brüllen: „Satan, ich befehle dir im Namen der sieben höchsten Geister, fahre zu, wie ich dir sage!" Heimlich aber schleicht er von seinem Platze, wackelt ein wenig am Stuhle und schon meinen die Gesellen, es werde nun gehen durch die weiten Lüfte. Aber so geschwind und leicht gehts nicht. Auf einmal bekommt der Hinterste von ihnen drei Hiebe mit dem Farrenschwanze, daß ihm Hören und Sehen verging, und den Vordersten das Herz schlotterte, doch dankten sie heimlich dem Himmel, daß sie nicht hinten saßen, wo das Wetter eingeschlagen hatte. Ohne einen Laut von sich zu geben, hielt der Hinterste die drei saftigen Hiebe aus, und hörte

zu seiner größten Freude, daß das Wetter weiters zog, denn es patschte gewaltig auf den Schultern dessen, der in der Mitte saß, dem ebenfalls dreimal der Farrenschwanz sein Fell gerbte. Jetzt wünschte der Vorderste, daß er der Hinterste seyn möchte, der seine Portion schon empfangen hatte; denn nun mußte er ein gleiches Schicksal wie seine Kameraden erwarten. Er betrog sich auch nicht in seiner Erwartung, denn auch er bekam seinen redlichen Antheil, und zwar aus dem Salz. Gegen alles Vermuthen hatten alle drei diese Prüfung bestanden, ohne einen Laut von sich zu geben, und der Direktor der Luftfahrt sah sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, diese Operation wieder vornen anzufangen. Er schlich sich wieder heimlich auf seinen Sitz und schrie mit lauter Stimme: „Satan, bei den sieben höchsten Geistern beschwöre ich dich, fahre zu, doch schone des Lebens meiner Gefährten!" Bei diesen Worten schauerten den drei Luftreisenden schon die Haut, denn sie fürchteten die Geisel des unbarmherzigen Fuhrmanns, und nicht ohne Grund. Kaum hatte der verschmitzte Teufelsbanner das letzte Wort gesprochen, als er schon wieder mit seinem leidigen Tröster dem Hintersten so stark zusetzte, daß er alle Besinnung verlor und laut rief: „o Jesis!" Jetzt war alles vorbei, und mit verstelltem Zorn und doch heimlicher Freude erklärte der Zirkelschmied, „daß dieser dumme Gesell durch seinen Schrei den ganzen Handel verdorben hätte, und nun aus der Reise nichts werden könne." Er band nun alle drei los, ließ ein Licht kommen, aber

vorher hatte er den Farrenschwanz sorgfältig verborgen. „Ein andersmal," sprach er, „wollen wir mit einander eine Luftreise machen." „Wir sind genug gereist," sprachen alle drei. „Unser Fell juckt uns nimmer. Sag er nur niemand etwas davon, daß wir nicht noch zu unserm Schaden ausgelacht werden, wir zahlen ihm lieber noch eine Maas." Der Zirkelschmied machte sich, als er getrunken hatte, aus dem Staube, und der Wirth sagte zu diesen drei Zechbrüdern: „ich hab' es doch gleich gemerkt, daß dieser schlaue Kerl euch anführen wird. Wenn ihr nicht so dumme Sachen glaubtet von Gespenster und Hexen, so hättet ihr noch ein ganzes Fell auf dem Rücken, seht, so muß man den Aberglauben austreiben." Der Wirth hat recht gesprochen, sagt der Hausfreund.

Der belohnte Diebstahl.

Es sollte Einer nicht studiren wollen, oder auf einen Staatsrath, Pfarrer, Finanzdirektor, oder gar einen Doktor losgehen, wenn er nicht auch Batzen hat. Manchmal haut's ein Armer, wie man Exempel im Land hat, doch durch, und man muß dann doppelten Respekt haben: andern geht's aber, wenigstens im Anfang, in Entbehrung und Beschämung gar zu übel, wie dem guten Vikar Diderich, der, weil er in der Jugend stark in der umgekehrten Regeldetrie war, von seinem Vater einem Schulmeister — es ist genug gesagt! — zum Studiren bestimmt wurde.

Auf der Universität halfen die flotten, aber honorigen Bursche dem armen Schlucker durch, und er wurde endlich Vikar bei einem alten presthaften Pfarrer, der eine böse Frau, eine häßliche Tochter, eine ärmliche Besoldung und doch dabei den Schwindel hatte. Bereits zehn Jahre hatte der arme Vikar — zu jener Zeit liefs dick im Lande mit Vikaren; sie hatten gar zu geringen Sold, und rauchten doch alle Taback — um die häßliche Lea, seine Braut gedient — sie bekamen einander lieb wegen dem Elende — da sagte der alte Pfarrer: „Sie predigen immer wehmüthiger, und meine Tochter wird immer hagerer. Gehen Sie in Gottes Namen selbst zu den Herrn! Ist nicht des Herrn Kirchenrath Vogelsangs Hochwürden meiner Großmutter leiblicher Schwester Herr Vetter im vierten Grad der Seitenlinie?" „Ja! gehen Sie, sagte die schmachtende Braut mit zärtlichem Blick, wenn man Ihre Person sieht, so müßte man ein Felsenherz haben — — Ich will Ihre Kleider rüsten." Mit weiblicher Sorgfalt wurde nun der zehnjährige schwarze Rock ausgebürstet, und von wegen den rothen Strichen, — als ob in der Residenz die Pest herrschte — mit Essig getränkt. An das Hemde wurde eine zierliche Manschette genäht. Die großmüthige Seele trennte die Spitzen von ihrem schönsten Halstuch, und dachte: „kann's ja wieder dran nähen, wenn's seine Dienste gethan hat, und wir Hochzeit halten." Aber als der Vikar mit dem Ausruf: „da sieht es bös aus! es sind die besten!" ein Paar alte Hosen auf den Tisch legte, die zwischen

den Füßen das Maul wie ein Krokodill aufsperrten, da rief bestürzt die Lea aus: „Ach! du mein Gott! da hebt ja kein Stich mehr!“ Jedoch den Frauen ist nichts unmöglich. Auch diesem Ungeheuer wurde mit überwindlichen Stichen der Rachen zugenäht; und unser Vikar reiste in Furcht und Hoffnung nach der Residenz. Sein erster Gang war zu dem neuen Herrn Vetter; aber ach! wie sank sein Muth, als dieser sich gar keiner Verwandtschaft errinnern konnte, und mit der Erklärung schloß: „Wenn es auch so wäre, so sind die Grade viel zu weit. Reisen Sie glücklich! leben Sie recht vergnügt!“ „Ja vergnügt!“ dachte der arme beschämte Mann, und im Zorn ging er gerade zu dem Konsistorial-Präsident. Unten frisch hinein. Da stand der Präsident im fein gestickten Kragen. Der Kandidat stotterte. „Fassen Sie Muth!“ sagte mit edlem Anstand der Präsident. „Ich habe schon Manchem geholfen, und es macht mir Vergnügen, auch Ihnen dienen zu können. Das ist hart, bei meiner armen Seele! das ist hart! einen ehrlichen Mann so lange warten zu lassen.“ Diese kräftige Betheurung Seiner Excellenz fiel dem Vikar ein wenig auf, doch dacht' er, die Excellenz ist im Eifer; und es ist ein gutes Zeichen. „Warten Sie einen Augenblick;“ und weg war die Excellenz, wie ein Windspiel. Der Vikar machte unterdessen allerhand Betrachtungen über die sonderbaren Geräthschaften in dem Kabinet des Präsidenten. Hier Stiefelhölzer; dort eine Menge Kleiderbürsten. „Sonderbar! Sonderbar!“ sprach er in seinem Herzen, und

indem er ein auf dem Tisch liegendes Buch öffnete, und einen empfindsamen Romanen fand: „Gutes Zeichen! Seine Excellenz haben Gefühl.“ — Im nämlichen Augenblick traten rasch der hohe Gönner hinein. „Gleich zur Frau Präsidentin! der gnädige Herr ist nicht zu Haus; das thut aber nichts! Ich habe schon für Sie gearbeitet!“ Die Augen des Vikars stunden vor Staunen still, wie die Sonne zu Gibeon, und der Mond im Thale zu Askalon. Der Kammerdiener, dieß bemerkend, klopft ihn auf die Achsel. „Lieber Mann! Unser Einer vermag oft viel — Sie waren sicher lang nicht hier? — nur geschwind! Nicht für ungut! Nehmen Sie ja den Hut verkehrt, daß man den rothen Ring nicht sieht, mit dem er oben eingefaßt ist; es ist nicht mehr Mode! Nun allons geschwind!“ An der Treppe wollte der höfliche Vikar sich mit der Ex — Excellenz wegen dem Vortritt bekomplimentiren; aber mit edler Raschheit nahmen ihn Hoch Dieselben am Arm, und schleuderten ihn hinauf: „Zum Teufel: Unter guten Freunden keine Umstände!“ Knack — Knack! Ach, die überwindliche Naht zwischen den Füßen hatte diesen heftigen Stoß nicht ertragen können. „Was hat so gekracht?“ fragte der Kammerdiener. Der Kandidat in der Herzensangst: „Ach meine neuen Stiefel!“ „Nun! wenn das neue sind,“ rief lachend sein Gönner, „so möchte ich auch einmal alte sehen. Der da tragt ja schon Brillen vor Alter, und sein Kamerad wird nicht viel jünger seyn, wenn er schon ein besseres Gesicht hat. Es kommt hier viel auf die Na-

turen an." Unter diesen Gesprächen kamen sie an eine Thür. Der Kammerdiener öffnend: „Hier herein!" Der Kandidat machte ein behutsames Kompliment mit zusammengeklemmten Füßen, weil er seinem Schaden nicht traute; und als er der vor ihm stehenden freundlichen Dame in das liebe blaue Auge blickte, schwächte sich der gewaltige Eindruck, den das prächtige Zimmer mit seinen großen Spiegeln und Prachtleuchtern auf ihn gemacht hatte. Ein zartes, — weiches Händigen ergriff ihn, und führte ihn auf das Sopha. Hier unterhielt sich die Dame mit ihm über seine ganze Lage mit zarter, weiblicher Theilnahme; unter Andern: „Haben Sie auch eine Braut? Vermuthlich ist sie hübsch?" — — „Keine von den Schönsten! und wenn sie es wäre, so würde ich es in diesem glücklichsten Augenblick meines Lebens vergessen;" antwortete der schlaue und schlimme Vikar zu seinem eigenen Erstaunen. „Sie ist aber sehr häuslich, und versteht alle weibliche Arbeiten, z. B. Nähen." Mit diesen Worten that er einen verstohlenen Blick zwischen seine Hosen. Aber hilf Himmel! Welch ein Entsetzen, als er sein Hemde halbellenlang heraushängend erblickte. Er wurde feuerroth. Die Dame freundlich: „Sie sind ein Mann von Gefühl, und Ihnen soll geholfen werden." Mit diesen Worten ging sie an einen Sekretär, und schrieb seinen Namen, Dienstalter, Logis u. s. w. auf. Während dem Examen schob unser Vikar sehr behutsam das Hemd nach und nach, wie ein Verwundeter seine Eingeweide, zu sich. Die Dame schielte hin, that aber nicht, als

wenn sie etwas bemerkte. Denn das ist so die Art der Frauen; sie thun oft, als wenn sie etwas nicht achteten, um es genauer zu sehen. „Nun lieber Herr Pfarrer! ertönte ihre liebliche Stimme, wie eine Aeolsharfe, reisen Sie glücklich! Sie sind Pfarrer! Schweigen Sie vor der Hand, und grüßen Sie Ihre Braut, an der Sie sich heute doch ein wenig versündigt haben. Geben Sie Acht! die Liebe rächt sich oft sonderbar!" Mein Vikar noch einmal ein eingeklemmtes Kompliment — und dann mit weitem Schritt und leichtem Herzen hinunter in den Schloßgarten. Der Herr Vetter Kirchenrath, die Ex — Excellenz und die Beschämungen alle waren vergessen. „Das verfluchte Hemd will doch heute gar nicht in der Garnison bleiben," sagt er für sich, als es ihm abermals zwischen den Füßen bambelte, und dann (bedenklich) „ich glaube gar, es wachst; ich finde keinen Platz mehr, und habe doch keinen Leibschaden, Gott Lob und Dank!" Er setzte sich nun in einer dichten Laube, um durch Zurechtlegen ein solides Unterkommen für dasselbe zu finden. „Sonderbar!" sagte er für sich bei näherer Untersuchung seines Zustandes, „meine häusliche Lea hat mir zweierlei Tuch zu meinem Hemde genommen — und warum dann dieß feinste zu unterst?" Wer aber schildert sein Entsetzen?! als er ein feines Schnupftuch mit dem Namen A — von R — herauszog. Erst betrachtete er es ganz versteinert, dann aber brach er in die wehmüthigsten Klagen aus: „Ach! du mein Gott! das Schnupftuch der Frau Präsidentin! Welch ein Undank! Welch

ein Frevel! Zehn Jahr ein ehrlicher Kandidat, und nun ein Schelm! Ach, das habe ich an meiner Lea verschuldet! Ja, so ist's! es geht alles natürlich zu!" So war es auch. Die Frau Präsidentin hatte ihr Schnupftuch neben sich liegen, der Vikar setzte sich drauf, und schob es in der Meinung, sein Hemd habe einen Ausfall gemacht, in die Hosen. „Was nun thun?" fragte der Verzweifelnde. „Es zurückschicken — aus den Hosen — der galanten Dame? ach, das geht nicht! Es behalten? Welch ein Undank! Wenn sie es nun entdeckt? Muß sie nicht denken, ich sey ein ausgemachter Hallunke, im Augenblick, wo ich ihr etwas Schönes sagte, stecke ich ihr Schnupftuch in die Hosen: Ach, ich versinke in die Erde!" So klagt der arme Mann! rennt wie ein Verzweifelnder durch den Schloßgarten, und endlich, weil er fühlte, daß seine Kräfte erschöpft waren, nach seinem Gasthofe. Dort wartete seiner die Ex — Excellenz. „Hier ein Brief von der Frau Präsidentin!" Der Vikar wurde todtenblaß, seine Hände und Füße zitterten; und seine verrätherischen Eingeweide fingen abermalen an, auszubrechen. Er las für sich: „Mein lieber Herr Pfarrer! Habe ich Ihnen nicht heute, gleich einer Prophetin, gesagt, daß die Liebe auch die kleinste Untreue gegen die Geliebte, besonders die häuslichen, oft sonderbar genug zu rächen wisse. Die Rache verfolgt sie auf dem Fuß! („Ja wohl!" rief laut und wehmüthig der Vikar.) Mein Mann, der gleich nach Ihrem Weggang zurückkam, fand bei Ihren beschränkten Vermögensumständen die Ihnen zugedachte Pfar-

rei zu gering. Die Vokation zu der Pfarrei Segringen — mehr ein Mittel, als ein Anfangsdienst, wird wirklich ausgefertigt. Und das Schnupftuch, das Sie, wie ich bei der Liebe Ihrer Braut versichern kann, im Drang Ihrer Empfindungen aus Versehen in den Busen eingesteckt haben, behalten Sie als ein kleines Andenken von Ihrer ergebensten Freundin.“ „Nun, Gott sey ewig gepriesen!“ rief vor Freuden außer sich der neue Pfarrer. „Kommen Sie lieber Freund! dem ich so viel zu danken habe, wir trinken eine Bouteille Laufner auf die Gesundheit der Frau Präsidentin.“ Bin bei der Hand,“ erwiederte die Ex — Excellenz. Und wer nicht unter uns allen, ihr freundlichen Leser!?? die ihr zu schätzen wißt, welch ein Werth in dieser zarten Schonung eines armen, aber biedern Mannes liegt. Es lebe die Präsidentin! ob sie gleich lange todt ist!!

Wie der Zundelfrieder im Pferdhandel Unterricht gibt.

So lange der Krieg dauerte, und bei den starken Lieferungen auch noch etwas zu machen war, gefiel es dem Zundelfrieder beim Verpflegungswesen gar wohl, und er brachte es bald so weit, daß ihn seine Kollegen zuletzt für ihren Meister erkannten, und wenn einer in Verlegenheit war, so hieß es gleich: „geh' zum Frieder, der versteht den Rummel.“ Kam auch oft nicht viel in die Magazine, so hatte doch der

Frieder desto mehr auf dem Papier. „Man muß,“ pflegte er zu sagen, „den Leuten doch nicht die Haut gar abziehen. Es ist genug, wenn sie nur etwas liefern. Man kanns ja um eine kleine Erkenntlichkeit schon machen, daß man meint, sie hätten mehr geliefert.“ Auf diese Art hatte der Frieder immer Alles voll auf und lebte alle Tage in Floribus. Hatte er viel, so brauchte er viel und ließ es auch Andere mitgenießen. Aber als bei wiederkehrendem Frieden das Liefern ein Ende nahm, da wollte es ihm nicht mehr behagen, und bald war die im Krieg erworbene Summe durchgebracht. „Was sollst du dich so plagen,“ dachte er bei sich selbst, „hast du doch Kopf genug, dich in der Welt auf eine leichtere Art durchzubringen!“ Ohne sich länger zu bedenken, suchte und erhielt er seinen ehrlichen Abschied und ein Zeugniß seines Wohlverhaltens. Und nun ging er fort in die weite Welt und es war ihm wohl, daß er sein freies Leben wieder führen konnte. Eines Tages kam er Abends müde in der Kronen zu Thalhausen an mit dem Vorsatz, wie er auch schon ehemals gethan hat, sich beritten zu machen und dem Wirth ein gutes Pferd abzuhandeln. „Guten Abend,“ sagte er beim Eintreten in die Wirthsstube, „ich werde hier übernachten und zu Nacht essen.“ „Das kann schon seyn,“ erwiederte die Wirthin, „was befehlen Sie zu essen?“ „Ich esse gern viel und gut,“ antwortete der Frieder, „vorher aber bringt mir einen Schoppen Eilfer.“ Still und finster saß er am Tische, daß der Wirth, der sonst nicht eher Ruhe hatte, als bis er wußte, wer

und woher jeder bei ihm einkehrende Fremde seye, im Anfang das Herz nicht hatte, die gewöhnlichen Fragen an ihn zu thun. Endlich wagte er die Frage: „der Herr ist ohne Zweifel ein Herr Vorgesetzter vom Zollwesen, oder gar der Oberste davon?" Dieses schloß er nicht sowohl aus dem ehrlichen Gesicht, als vielmehr aus dem Schnauzbart und aus dem Sabel, den er trug. Aber zum größten Verdruß für den neugierigen Wirth sagte der Frieder weiters nichts auf seine Fragen, als: „Herr Wirth, kann ich bald essen?" Der Wirth klagt seine Noth der Frau in der Küche und diese tröstet ihn: „Narr, er hat eben Hunger, deßwegen mag er nicht reden; er wird schon gesprächiger werden, wenn er gegessen hat." Das Essen kommt auf den Tisch und der Fremde ißt mit großem Appetit. Mit dem Käpplein unterm Arm und mit fragendem Blicke steht der Wirth unten am Tische und meint, der Fremde werde ihm doch einmal Bescheid geben, wer er wäre: aber als dieser keinen Laut von sich hören läßt, so macht der Wirth einen neuen Versuch, endlich etwas von ihm herauszubringen. „Ohne Zweifel," fängt er wieder an, „werden Sie müde seyn, denn dergleichen vornehme Herren gehen selten zu Fuß, sondern fahren lieber in der Chaise, oder reiten. Sie würden wohl auch fahren oder reiten können, wenn Sie wollten?" Wer abermals nichts darauf sagte, als: „Herr Wirth, noch einen Schoppen," das war der Frieder. Je geheimer dieser that, desto gespannter wurde die Neugierde des Wirths, und auch die Wirthin, so wenig

neugierig sonst die Weiber sind, drang sehr in ihren Mann, doch alles zu versuchen, dem fremden Herrn die Zunge zu lupfen. Aber alle Versuche waren vergeblich. Endlich macht sich die Wirthin an den Herrn. „Mein Mann ist nicht pfiffig genug," dachte sie, „und wenn ich nicht wäre, so würde der Tropf nicht weit kommen." Wirklich war sie auch viel gescheidter, als ihr Mann, aber für den Zundelfrieder doch nicht gescheidt genug. Nachdem sie ihre Geschäfte besorgt hatte, setzte sie sich unten an den Tisch und erzählte dem Fremden, wie viel sie zu schaffen und zu besorgen hätte, daß das ganze Hauswesen auf ihr läge und ihr Mann fast eine Null wäre. Endlich kommt sie auf den Hauptpunkt und denkt, es könne ihr nicht fehlen, das zu erfahren, was sie gerne wissen mochte. „Hat Ihnen das Essen geschmeckt," fuhr sie fort, „Sie werden zu Hause eine bessere Küche haben? Hätte ich gewußt, daß wir heute einen so vornehmen Herrn würden zu bewirthen haben, so hätte ich mich besser vorgesehen. Haben Sie um Vergebung auch eine Frau und Kinder? O, wie werden diese jetzt mit ihren Gedanken Sie begleiten und sich freuen, wenn Sie wieder heimkommen! Sind Sie schon lange von Hause weg? Ohne Zweifel haben Sie wichtige Geschäfte zu besorgen?" Umsonst, Frieder blieb stumm. Endlich gähnte er und sagte: „Frau Wirthin, ist das Bette für mich gerüstet?" Nun sahe sie wohl ein, daß nichts herauszubringen wäre, und ging verdrießlich vom Tische weg, um zu sehen, ob das Bette und Alles in der Ordnung wäre, und traurig saß

der Wirth in einer Ecke, weil er mit ungestillter Neugierde zu Bette gehen mußte.

Auf einmal geht dem Fremden das Maul auf. „Herr Wirth," fragte er, „sind Frau und Gesinde im Bette? Wenn Alle weg sind, so will ich ihm wohl sagen, wer ich bin, aber er muß mir vorher schwören, es Niemand weiters zu sagen." Wer war froher, als der Wirth! Gerne schwur er und versprach das strengste Stillschweigen. „Ich bin ein Pferddieb," sagte nun der Frieder. „Potz Element, Sie ein Pferddieb," erwiederte der Wirth. „Das ist ein gefährliches Handwerk, denn bei uns werden dergleichen Leute gehenkt." „Herr Wirth," fuhr Frieder fort, „warum habt ihr denn vor zwei Jahren den Juden nicht an euern Galgen gehenkt und seyd umsonst einen halben Tag im Regen gestanden, der Vogt mit der ganzen Gemeinde und der Schulmeister mit der gesammten Schuljugend?" „Es war eben kein Jud zum Henken da," antwortete der Wirth. „Das ist's eben, was ich sagen wollte, entgegnete der Frieder. „Sauft nicht euer Vogt mit dem Burgermeister alle Tage einen Rausch auf Unkosten der Gemeinde? Warum werden sie nicht gestraft? Darum, weil sie ihre Kunst verstehen. Tausend Diebe laufen in der Welt herum und manche davon stehen in Ehre und Ansehen. Warum henkt man sie nicht? darum, weil sie nicht so dumm sind, sich ertappen zu lassen? Wer das Diebshandwerk nicht versteht, der gebe sich nicht damit ab, und wenn einer gehenkt wird, so geschiehts ihm recht. Warum griff er seine

Sache so dumm an? Im Anfang ging es mir auch etwas hinderlich, und beinahe wäre ich ins Zuchthaus gekommen, wenn ich nicht aus meinem Gefängniß mich befreit hätte.“ „Warum,“ fragte der Wirth, hat man Sie damals eingesperrt?“ „Ich habe,“ antwortete der Frieder, im kalten Winter 1788 Schnee gedörrt und ihn im Sommer darauf als Salz verkauft. Ich trieb die Sache zu plump und wurde beim sauren Bier erwischt und in Thurm geschmissen.“ „Das ist etwas für mich!“ dachte der Wirth bei sich! Er war Salzstadler, und kaum hatte er etwas vom Schneedörren gehört, so stieg bei ihm der Gedanke auf, das Ding zu probiren, doch nahm er sichs vor, um nicht so leicht entdeckt zu werden, den gedörrten Schnee zur Hälfte mit Salz zu vermischen. „Ich meyne aber,“ sagte der Wirth zum Frieder, „ein solcher Salzhandel wäre einträglicher und leichter, als ein Handel mit Pferden.“ Das meynt er nur so, Herr Wirth, aber es ist nicht so,“ sprach der schlaue Gesell, „denn erstlich kostet das Schneedörren doch viel Holz, welches beim freien Pferdhandel gar nicht nöthig ist; zweitens gehts gar langsam beim Salzhandel und nur Pfundweis; aber wenn ich ein gutes Pferd erbeute, so habe ich auf einmal mehr Profit, als wenn ich einige 1000 Pfund Salz an den Mann bringe; drittens versuchen gar viele Mäuler das verfälschte Salz, und so kann man auch leichter verrathen werden, als beim Pferdehandel, wenn man nur diesen gut versteht, und ich kann mich rühmen, daß mich keiner darin übertrifft. Habe ich

nicht schon einem Reiter aus Spaß das Pferd unter dem Hintern wegpraktizirt, daß er nach Hause laufen mußte! Doch hat er das ihm genommene Pferd zu seiner Freude an seiner Hausthüre angebunden gefunden. Wenn ich einen die Kunstgriffe lehre, die man dabei anwenden muß, so will ich ihm dafür garantiren, daß er nie erwischt werden soll.“ „Dürfte man,“ sagte der Wirth, „diese Kunstgriffe nicht auch wissen? Man trägt doch nicht schwer daran, wenn man sie auch nicht zu brauchen im Sinne hat.“ „Diese will ich ihm sagen,“ antwortete der Frieder, „aber er weiß, umsonst ist der Tod, und ich glaube doch, daß es nicht zu viel wäre, wenn er mir meine heutige Zeche nachließe, und noch drei Louisd'ors für den Unterricht bezahlte. Ich verlange das Geld erst alsdann, wenn ich ihm die Probe abgelegt habe, daß ich die Kunst aus dem Fundament verstehe.“ „Die Zeche wollte ich wohl daran wenden,“ entgegnete der Wirth, aber noch drei Louisd'ors dazu, das ist doch zu viel, und ich möchte doch für mein Leben gern nur aus Spaß das Ding lernen.“ „Höre er, Herr Wirth,“ fuhr der Frieder fort, „ich will es bei ihm nicht so genau nehmen. Ich sehe, daß er ein verschmitzter, durchtriebener Kamerad ist, mit welchem ich mit der Zeit Kippes machen könnte, darum nehme ich keinen Anstand, ihn unter dem Beding in meine Kunst einzuweihen, mir den Profit vom ersten Pferd, das wir miteinander stehlen, allein zu überlassen und mir dieses durch einen deutschen Handschlag zu versprechen.“ „Hier haben Sie meine

Hand," sprach der Wirth, und nun fing der Zundelfrieder seinen Unterricht folgendermaßen an: „Wenn man ein Pferd nehmen will, so muß man vor allen Dingen suchen, mit guter Manier in das Haus zu kommen. Ist man im Hause, so ist's leicht, in den Hof zu kommen und von da in den Stall. Man wählt dazu die Zeit, wo die Leute im ersten Schlafe liegen und braucht ja kein Licht dabei." „Aber," unterbricht ihn der Wirth, „wie kann man denn ohne Licht den Stall finden? Und wenn man ihn auch findet, so könnte man leicht eine Schindmärre statt des guten Pferdes erwischen." Zundelfrieder löschte nun augenblicklich das Licht aus, und sagte: „das will ich ihm zeigen. Folge er mir in größter Stille nach, hinaus in den Hof!" und so ging der Schüler seinem Meister nach. „Hier ist der Pferdstall," sagte der Frieder. „Wäre er verschlossen, so hätte ich wohl einen Dietrich bei mir, womit ich aufschließen könnt." Sie gehen in den Stall und der Frieder betastet ein Pferd nach dem andern. Auf einmal rief er: „Herr Wirth, dieses ist das Beste unter allen seinen Pferden." „Es ist so," antwortete der Wirth, „aber ums Himmelswillen, wie haben Sie das in der Finsterniß wissen können?" „Das ist leicht zu erfahren," sprach der Lehrer. „Ob ein Pferd viel oder wenig Luder auf dem Leibe, ob es gut geschenkelt und gewachsen ist, kann man zur Noth durch das Betasten erkennen, aber ein sicheres Kennzeichen eines guten Pferds ist, wenn es sein Futter rein auffrißt. Deßwegen muß man die Raufe

und den Futtertrog visitiren. Sind diese leer, so vergreift man sich selten, wenn man es auswählt. Hier ist also das Pferd, das genommen werden soll. Nun merke er sich's, Herr Wirth, wo Ordnung in einem Stalle ist, da hängt gewöhnlich der Zaum an der Wand hinterm Pferd, wie ich's hier finde. Zur Fürsorge aber muß man immer einen Zaum mit sich führen. Jetzt kommt Alles darauf an, das Pferd ohne Geräusch aus dem Hof zu bringen. Vor allen Dingen muß man das Hofthor in der Stille öffnen, wie ich's jetzt auch hier thun will." Als Zundelfrieder vom Hofthor zurückkam, das nun offen stand, sprach er: hier habe ich Lumpen im Sacke, diese werden nun dem Pferd um die Hufeisen gewickelt, damit man dessen Tritte nicht höre." Nun schwang sich Zundelfrieder auf das Pferd und ritt den Hof auf und ab, ohne daß man das Trabben des Pferds hören konnte. „Herr Wirth," sagte er, als er ganz nahe zu ihm hinritt, „wie gefällt ihm das Ding, habe ich das bedungene Lehrgeld verdient?" Der Wirth lachte herzlich über die Gewandtheit seines Lehrmeisters, der für alles Rath wußte. „Ich bereue nicht, was ich versprochen habe," sagte er. „Auf diese Art kann man einem sein Pferd ganz nahe an seinem Fenster vorbeireiten, ohne daß er etwas merkt." Zundelfrieder ritt hierauf noch einigemal im Hofe hin und her, auch einmal zum Hofthor hinaus und kam wieder und der Kronenwirth lachte darüber, daß ihm der Bauch wehe that. Endlich ritt der Reiter abermals zum Hofthor hinaus, aber er kam nicht wieder,

I. S. 232.

S. 236.

und der Wirth lachte nicht mehr, desto mehr lachte der Zundelfrieder, daß er auf eine ehrliche Art zu einem Pferd gekommen war, „denn," sagte er zu sich selbst: „hat er mir nicht das erste Pferd, das wir mit einander nehmen würden, allein zu überlassen versprochen?" Am schlimmsten war der Kronenwirth daran, doch tröstete er sich bei seinem Verlust mit dem vorhabenden Salzhandel. Seiner Frau hat er es nicht entdeckt, wer der fremde Herr war, und wie er bei ihm in die Schule gegangen und ein theures Schulgeld bezahlt hat; aber so oft er an dem Thalhauser Galgen vorüberging, dachte er an seinen theuren Lehrer.

Das Balbiren über den Löffel.

Wenn etwa einer im Handel und Wandel betrogen und angeführt wird, so pflegt man wohl bisweilen zu sagen, er seye über den Löffel balbirt worden, ohne zu wissen, woher diese Redensart komme. Der Vetter des Hausfreundes weiß es wohl, und so oft er es erzählte, wie der Scheerer Andres ihn über den Daumen und nachher über den Löffel balbirt hat, gingen ihm die Augen über. Einmal fiel es dem Vetter ein, bei einem nahen Verwandten, der in einem abgelegenen Waldorte Pfarrer war, einen Besuch zu machen, und er ging an einem schönen Sommermorgen von Hause weg. Müde kam er im Pfarrhause an und wurde aufs freundlichste empfan-

gen. Einige frohe Tage hatte er schon da zugebracht, und es gefiel ihm so wohl, daß er sich entschloß, wenigstens 8 Tage lang zu bleiben; allein sein Bart wurde so groß, daß er sich bei keinem ehrlichen Menschen fast mehr durfte sehen lassen, und ein Barbirer war nicht im Orte. Der Pfarrer rasirte sich selbst mit einem Scheermesser, welches seit Jahr und Tag nicht geschliffen worden war, doch behalf er sich, weil er nichts besseres gewohnt war, aber Andre konnte er nicht rasiren, und wenn ers auch gekonnt hätte, so hätte er doch mit seinem stumpfen Messer an des Vetters starkem Barte keine Ehre einlegen können. Endlich fiel es dem Pfarrer ein, daß ein Schuhmacher im Orte seye, der den Bauern, die sich nicht selbst rasirten, den Bart abmachte. Man nannte ihn nur den Scheerer Andres, da seiner Großmutter Bruder ein Scheerer war, von dem er auch noch ein gutes Messer hatte, womit er am Sonntage vor der Kirche für zwei Kreuzer jedem, der zu ihm kam, den Bart aus der Wurzel wegnahm. Dieser wurde nun herbeigerufen, um den Vetter von seinem lästigen Barte zu befreien. Wer war froher, als dieser, da Meister Andres mit seinem Schurzfell in die Stube trat. „Meinen Bart möchte ich gerne weg haben,“ sagte der Vetter, „und der Herr Pfarrer da versichert mich, daß er es gut verstehe.“ „Ich gehe gewiß darin keinem aus dem Wege,“ sagte Meister Andres, „und mit Ihrem Barte will ich bald fertig seyn. Sagen Sie mir nur, ob Sie über den Löffel oder über den Daumen wollen balbirt seyn?“ Der Vetter, dieses

für Spaß haltend, erwiederte lachend: „über den Daumen“ und meinte, daß man ja natürlich ohne den Daumen nicht rasiren könne. Jetzt zieht der Scheerer Andres den Tschoben aus, stülpt die Hemdermel zurück und schlägt, nachdem er das Messer auf der Lederdecke eines Gesangbuches gut abgezogen hatte, einen starken Schaum und seift den fremden Herrn wohl ein. Der erste Zug des Messers sollte über den linken Backen herab gehen. Um diesen anzuspannen, fuhr der Meister Andres mit seinem Pechdaumen dem Vetter unversehens ins Maul, das er unglücklicherweise zum Athmen offen behalten mußte, weil die Nasenlöcher mit dem Seifenschaum völlig zugestopft waren. Wohl brummte er über diesen Handgriff, aber reden konnte er nicht und mußte geduldig abwarten, bis der erste Zug vorüber, der Backen abgeschabt und der Daumen heraus war. „Das halte der Teufel aus, ich nicht, schrie der Vetter. Inwendig kleben mir Pechknollen von dem verdammten Pechdaumen, daß ich mich fast erbrechen muß, und auswendig brennt mich der Backen wie Feuer, weil das heillose Messer den Bart nicht wegschneidet, sondern ausrupft. Das heißt man nicht Rasiren, sondern Schinden.“ Und nun wischt er sich ohne weiters den Seifenschaum aus dem Gesicht. „Herr,“ entgegnete Andres etwas empfindlich, weil sonst noch Niemand seine Kunst getadelt hatte, „ich habe Sie ja gefragt, ob Sie lieber über den Daumen, oder über den Löffel wollten balbirt seyn, und Sie wählten das erstere. Das Messer ist gewiß gut, nur nimmts ihren Bart

nicht an, aber ich wills schon abziehen, daß es gut schneidet, und anstatt des Daumens kann ich ja den Löffel nehmen.“ „Nein, nein!“ war des Vetters Antwort, „er soll mich nicht mehr kriegen! Wenn ich nur den verdammten Pechgeschmack wegbringen könnte! Hol der Henker das Balbiren über den Daumen!“ „Aber Vetter,“ fiel der Pfarrer ein, so können Sie es doch nicht lassen! Schauen Sie nur in den Spiegel, wie Sie entstellt sind, da auf dem einen Backen der Bart weg ist und auf dem andern noch steht! Sie sollten wenigstens auf der andern Seite sich auch noch rasiren lassen und der Meister Andres kann Sie ja statt über den Daumen über den Löffel balbiren.“ Auf diesen Zuspruch setzte sich denn der Vetter wieder auf den Stuhl und ließ sich einseifen, doch mußten die Nasenlöcher frei bleiben, um das Maul zuhalten zu können, aus Furcht vor dem Daumen. Abermals wurde das Messer tüchtig auf dem Buche abgezogen, und Meister Andres schiebt nun statt des Daumens einen runden Löffel hinein, um den rechten Backen damit anzuspannen, und ob er gleich alle seine Kunst aufbot, so gingen doch dem armen Vetter abermals die Augen über, daß ein Tropfen den andern schlug, und er ächzte bei jedem Messerzuge. Als der Bart am rechten Backen weggeschunden und der Löffel wieder heraus war, so sagte er: „man ist eben angeführt, man mag über den Daumen, oder über den Löffel balbirt werden.“ Unter der Nase und am Kinn, wo er am empfindlichsten war, ließ er sich nicht balbiren. Bei seiner Heimkunft erzählte

er nun seiner Frau, wie ihn Meister Andres über den Daumen und über den Löffel balbirt und angeführt habe. Von dieser Zeit an bedeutet die Redensart: einen über den Löffel balbiren, so viel, als einen anführen.

Der Hausfreund hat gehört, daß es jetzt gar Viele gebe, die es vom Scheerer Andres gelernt haben, wie man Andre über den Löffel balbirt, und er könnte es auch sagen, wo man sie am besten brauchen könnte, aber er darf es nicht sagen.

Schlechter Sinn bringt schlechten Gewinn.

Als die Deutschen im Jahr 1815 den Franzosen den zweiten Besuch machten, war die Aufnahme, welche sie erfuhren, noch unfreundlicher, als das erstemal, und das Sprüchwort, daß ungeladene Gäste die werthesten seyen, wollte nicht zum Wahrwort werden; vielmehr gab ein Wort das andre, und ein Kolbenschlag den andern. Die Deutschen wollten mitunter auch zeigen, daß sie ihren Nachbarn das Lehrgeld nicht umsonst gegeben hätten, und dehnten das Recht der Eroberung auf Kisten und Kästen aus. Wo aber Waaren sind, da macht sich der Handel bald, und wer wohlfeil eingekauft hat, der kann auch wohlfeil verkaufen. Die Soldaten brachten täglich neuen Vorrath von Hemden, Strümpfen, Leinwand und andern brauchbaren Artikeln auf den Markt, und die Liebhaber fanden sich in Menge. Unter diesen

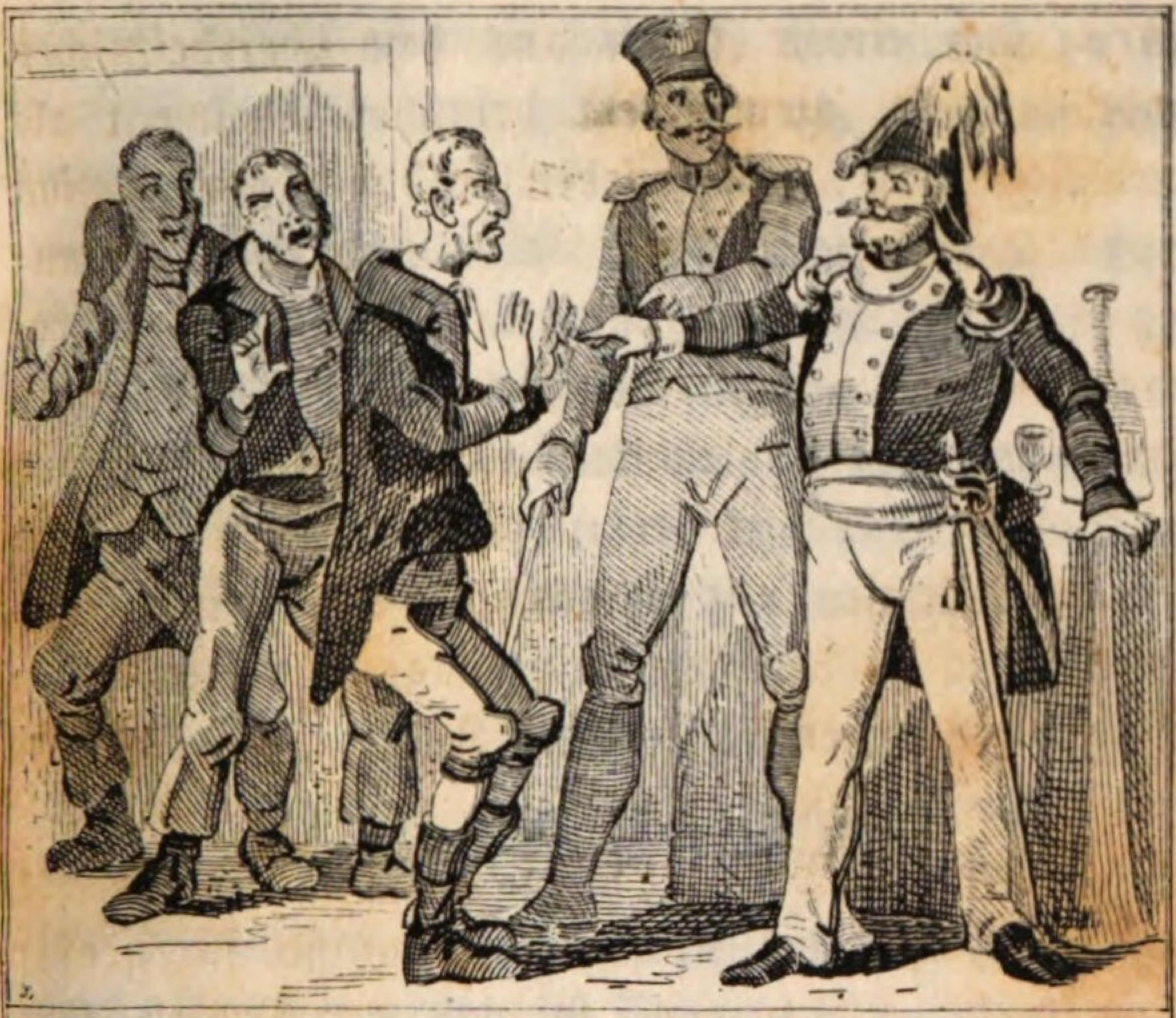
waren auch einige Juden aus dem überrheinischen Lande. Diese zogen einem deutschen Regiment als Freiwillige nach, und trieben bald den Handel ins Große. Da sie jedoch klug waren und rechnen konnten, so wurde es ihnen bald klar, daß mehr zu profitiren sey, wenn man die Waaren aus der ersten Hand nimmt, so stahlen sie zuletzt selbst, anstatt von den Soldaten noch ferner zu kaufen. Den Einwohnern der Dörfer und Landstädte war damit nicht gedient, und sie brachten ihre Klage vor den Obristen des Regiments, der die Juden alsbald beim Bart nehmen ließ.

Es waren drei Brüder, welche man vor ihn brachte. Da die Juden die nöthigen Zeugnisse in großen Bündeln bei sich trugen, so war der Prozeß kurz, und der Obrist diktirte den drei Brüdern sechzig Prügel, in welche sie sich theilen sollten, redlich und ehrlich. Der jüngste war ein vortrefflicher Kopfrechner, und murmelte bei sich: sechzig in drei macht zwanzig! zugleich dachte er aber auch, weil er sehr klug war, wenn sich sechzig unter viere theilten, so würden auf den Mann nur fünfzehn kommen, und in solchen Fällen ist der kleinste Theil der beste.

Herr Oberst, sagte er, und machte einen Kratzfuß, Herr Oberst halten zu Gnaden! der Aette hat abch mitgestohlen, er muß abch sain Theil an de sechzig kriege.

Der Obriste war ein billiger und gerechter Mann, und antwortete lachend: hat der Aette mitgestohlen, so gebührt ihm sein Antheil. Da ich jedoch den Aette

I. S. 238.



S. 245.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

nicht in meiner Gewalt habe, so übernimmst du für ihn seine Portion, und gibsts ihm ab, wenn du heim kommst.

Der Jude kratzte sich hinter den Ohren. Herr Oberst, rief er, Herr Oberst halten zu Gnaden! der Aette hat mir keinen Auftrag gegeben. —

Der Obriste aber bestand darauf, daß jedem sein Recht gebühre, und ließ jedem der andern Brüdern fünfzehn, dem dritten aber dreißig aufzählen.

Reise nach Frankfurt.

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch ein großes Reichs-Kammergericht zu Wetzlar, welches noch manchem geneigtem Leser in theuerem und werthem Andenken seyn kann, wenigstens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber saßen dort von Rechtswegen beisammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in Wetzlar noch einmal anbrühen lassen, und noch einmal verlieren. Mancher hessische, würtembergische und badische Batzen ist dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichs-Kammergericht zusammen, und alle Prozesse, die darin lagen, wurden todt geschlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im

Jahr 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichs-Kammergerichts lebhaft beschäftigte. Nämlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räthe, Advokaten und Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob sie gleich täglich wie die Andern Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirthshäusern.

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fing es auf einmal an in den Acten zu rauschen, fast wie in den Todtenbeinen, von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leineweber glaubte nämlich nichts anders, als das Reichs-Kammergericht habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts Wichtigeres zu thun, als die alten Prozesse, wenigstens seinen, wieder anzuzetteln.

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Acten schwer beladen, trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angesetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiederte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel, was im Innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie da stehe, seye kein Bundestag einpassirt. Da

fing der Leineweber im Fortgehen an, sich zu betrüben und zu ergrimmen: „O Deutsche, sagte er in seinem Innern, wie tief seyd ihr gesunken! Ein Deutscher zu seyn, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen!“ „Guter Freund, sagte er zu einem Vorbeigehenden, könnt ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat? Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus, fuhr er mit sich selber fort, wohin bist du verschwunden? Fast müsse man sich schämen, ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seines Gleichen wäre.“

„Guter Freund, redete er einen Dritten an: Wißt auch ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartirt ist?“ — „Lieber guter Mann, entgegnete der Dritte, hier ist kein Bundestag einquartirt. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main.“ — Der wohlerfahrene Leser weiß nämlich zum Voraus schon, daß es zwei Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt, fuhr der Dritte fort, und wenn ihr daher seyd, wo ihr sagt, so seyd ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen.“ Das ist jetzt Ein Thun, sagte der Leineweber. Hab ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzig tausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit,

daß ich ihn fortsetze und wieder reich werde. „Ha ha, sagte der Dritte, was gilt's, das sind Acten, die ihr da aufgepackt habt, und fast drunter zusammenbrecht?“ — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei, versetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, aber nimmer viel.“ Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hieran aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzhaft einsweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie Alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr zwei Jahre, gleichwohl als sie hinter Egypten in dem rothen Meer sich einschifften, der bibelfeste Leser kennts von Moses Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebensvorrath mit, aber etwas Ackergeräthe. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säten von Getraide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten sie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der Zeitungskundige

Leser ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabacks-Papieren gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise wußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war: „Kunst bettelt nicht, sagte er zu sich selbst im stolzen Gefühl, Kunst geht nach Brod.“ Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Zunftgenossen, und „habt ihr nichts für mich zu weben, redet er den Meister an, um Atzung und um einiges Zehrgeld?“ Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bei ihm, bis er sich ausgefüttert und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sey, und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundes-Kanzlei kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herrn sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal, sagte er, und seyd ihr jetzt hier?“ Einer von den Herrn, der Vornehmste von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch Niemand aus dem Wege gegangen, sagte er, und was habt ihr hier zu schaffen? Was bringt ihr neues viereckigtes in eurem Hangkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine.“ „Spaß, erwiederte der Weber, meinen Prozeß von Anno Ein tausend

sieben hundert sieben und sechzig.“ — Es ist nunmehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich Niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Fast sollte er noch was anschifften.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden,“ sagt er.

„Man muß einem deutschen Mann nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandssachen ein wenig unwissend und kaltsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Tort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir.“

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leset, oder im Placat, oder im Kräuterbuch, und versteht es nicht, laßt euch rathen, achtbare Zuhörer, und geht um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist.“

Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hättich. Friede ernährt, Unfriede zerstört.

„Und nun geliebte Acten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und seyd dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch seyn wird, als ich.“

Indem er aber die Acten absetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Wegs ging. (Nichts desto weniger ist's der Gewürzkrämer aus dem nächsten Städtlein). „Guter Freund,“ sagte er, „mit wem redet ihr da so allein?“ Mit Niemand, erwiederte der Weber, wenn ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit euch. Lupft ihn einmal! Was gebt ihr mir dafür? Der Mann sagte, anderthalb Kreuzer für das Pfund, wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir. Also verkaufte er dem Gewürzhändler die Acten für einen Gulden vier und zwanzig Kreuzer, die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. „An meine Frankfurter Reise, sagte er, will ich denken. Dießmal in Frankfurt gewesen.“ —

Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Ort zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmied ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken, und sich frei zu trinken im Wirthshaus. Also erscheint er einmal in Obernehingen und geht

gerade zum Schulz. „Herr Schulz, sagt er, könnet ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch eure Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück.“ Der Schulz meinte, das seye geschwind gesagt, aber besser machen sey eine Kunst. „Ey, erwiederte der Zirkelschmied, auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien, sagte er, wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seyd ihr Deutsche noch zurück.“ Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anbieten des Zirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig seyn. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel, sagte er, zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden.“ Der Zirkelschmied erwiederte: „auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehms nicht anders, als auf ein Jahr. Dann sollt ihr aber Noth haben, wo ihr euere Frucht und euern Most unterbringen wollt.“ Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden und freien Trank, bis die Sache eingerichtet sey, es könne

wenigstens drei Tage dauern, „hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt, sagte er, als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester.“ „Das wär nicht veil, sagte der Schulz, denn dort zu Land sagt man veil statt viel, wenn man sich hochdeutsch explizieren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindssache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft euer Wetter annehmen soll.“ Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seyd ein verständiger Mann.“

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sey über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeinds-Versammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kams zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wärs am besten, man zahlte den Wettermacher aus, und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt ihr euere 9 Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß ihr fort kommt, eh Mord

und Todtschlag in der Gemeinde ausbricht. Der Zirkelschmied ließ sich nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsschuld von circa 24 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelschmied bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sey, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

Inhalt.

Seite
Zwei Gehülfen des Hausfreunds 5
Das wohlfeile Mittagessen 8
Das Mittagessen im Hof 9
Der schlaue Husar 11
Der Zahnarzt 13
Zwei Erzählungen 16
Der vorsichtige Träumer 19
Schlechter Gewinn 20
Eine sonderbare Wirthszeche 21
Drei Wünsche 23
Eine merkwürdige Abbitte. 27
Der schlaue Pilgrim 28
Untreue schlägt den eigenen Herrn 31
Der Wegweiser 33
Der kann Deutsch 35
Der Fremdling in Memel 36
Der Barbierjunge von Segringen 38
Merkwürdige Gespenstergeschichte 40
Kannitverstan 45
Drei Wünsche 49
Ein Wort gibt das andere 50

Seite

Theure Eier 52
Die drei Diebe 52
Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers . . 57
Böser Markt 63
Der silberne Löffel 66
Einträglicher Räthselhandel 68
Des Seilers Antwort 72
Der geheilte Patient 74
Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermals einen Streich spielen 77
Der Zirkelschmied 80
Der Staar von Segringen 82
Die falsche Schätzung 84
Das letzte Wort 85
Gutes Wort, böse That 87
Der geduldige Mann 88
Der Heiner und der Brassenheimer Müller 89
Der falsche Edelstein 92
Ein gutes Recept 95
Vereitelte Rachsucht 97
Seltsame Ehescheidung 101
Der listige Steiermarker 103
Wie der Zundelfrieder eines Tags dem Zuchthaus entwich und über die Gränzen kam 105
Der fremde Herr 106
Theures Späßlein 109
Die zwei Postillione 110
Der betrogene Krämer 112
Drei Worte 115
Geschwinde Reise 116
Der Rekrut 118
Gute Geduld 121
Lange Kriegsfuhr 123
Der schwarze Mann in der weißen Wolke 128

Seite
Das Vivat der Königin 130
Die betrogenen Zecher 133
Der Lehrjunge 134
Der Wasserträger 136
Der listige Quäcker 138
Der Prozeß ohne Gesetz 140
Glimpf geht über Schimpf 143
Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht . . 144
Der Schimmel 149
Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist 152
Die nasse Schlittenfahrt 155
Hochzeit auf der Schildwache 157
Der gläserne Jude 160
Die Probe 161
Die Schlafkameraden 165
Der Herr Wunderlich 168
List gegen List 171
Hülfe in der Noth 176
Der Bock 181
Gleiches mit Gleichem 182
Der Thalhauser Galgen 186
Wie den Hausfreund sein Schwager mit gleicher Münze bezahlt hat 189
Von einem Manne, der den Teufel ums Geld zeigte 191
Das Bergweiblein 193
Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will . . . 194
Wie der Zundelfrieder Soldat wird 195
Die Selbstüberwindung 197
Das glücklich gerettete französische Wörterbuch . . 200
Wie man mit Gelegenheit fahren kann 203
Der abgebrochene Zopf 204
Das bewährte Hausmittel 207
Die hohle Eiche 210

	Seite
Die schnelle Luftreise	211
Der belohnte Diebstahl	217
Wie der Zundelfrieder im Pferdehandel Unterricht gibt	224
Balbieren über den Löffel	233
Schlechter Sinn bringt schlechten Gewinn	237
Reise nach Frankfurt	239
Der Wettermacher	245

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hebel, Johann Peter,

Schwänke des Hebel'schen Rheinländischen Hausfreundes (1808 - 1831) ; mit allen spaßhaften Geschichten vom Zundelfrieder, rothen Dieter und Heiner ; in zwei Theilen, mit 120 Abbildungen
Bd.: 1

Stuttgart (1839)

P.o.germ. 590 fe-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110627-8